



Kann die Gesellschaft auf Wachstum verzichten?

Die jahrzehntelange Diskussion über die Grenzen des Wachstums hat zwar zu einer gewissen Bewusstseinsbildung geführt, die Bereitschaft breiterer Bevölkerungskreise zu bedeutenderen Änderungen ihres Verhaltens blieb jedoch bescheiden. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Wachstumsökonomie – wie **Manfred PRISCHING** herausstreicht – auf einer in Europa über Jahrhunderte aufgebauten Mentalität beruht, die sich in Institutionen verfestigt hat und zur kulturellen Erbschaft geworden ist. Es gäbe keine Argumente, die für ihr rasches Ende sprächen; erst eine Sequenz von Katastrophen könne einen Ausweg aus der Steigerungsprogrammatik erzwingen.

Solche Katastrophen möchte **Richard MÜNCH** vermeiden: Der Wettbewerbsdruck der Globalisierung verstärke die Unauflösbarkeit der Verbindung von modernen Wohlfahrtsdemokratien mit kontinuierlichem Wachstum. Nationale und internationale Verteilungskonflikte könnten allein durch Wachstum gemildert werden; ein rigoroses (und wachstumsschwächendes) Klimaregime würde die Fortschritte bei Demokratie und Freiheit in den ärmeren Ländern ernstlich gefährden. Es bedürfe daher technologischer Innovationen, die „schädliches“ Wachstum vermeiden helfen. In der Replik von **Erich GUNDLACH** wird technischer Fortschritt wiederum als jenes Chamäleon sichtbar, das er ist: Wohlhabende Demokratien, so die empirische Evidenz, hätten Nullwachstum bezüglich Verteilungsgerechtigkeit nicht zu fürchten – sehr wohl aber die fortschreitende technische Produktivität. Insbesondere die Computerisierung verschärfe die Verteilungs- und Einkommensunterschiede bei den Beschäftigten eklatant. Aus globaler demokratie- und umweltpolitischer Sicht jedoch sei Richard Münch zuzustimmen: In dieser Hinsicht wäre es kontraproduktiv, auf technischen Fortschritt und Wachstum verzichten zu wollen.

In reichen Gesellschaften bringt uns der Weg des Wachstums und technischen Fortschritts nicht zur nachhaltigen Entwicklung, ist **Fred LUKS** überzeugt. Da das Wirtschaftssystem selbst immer neue Bedürfnisse und Knappheiten schafft, könne die Bekämpfung von Knappheit kein Argument für Wirtschaftswachstum sein. Und da Wachstum in solchen Gesellschaften nicht (mehr) zum Glück beiträgt, müsse man Konzepte wie Effizienz und Innovation hinterfragen. Gefordert seien Beiträge zu einem *kulturellen* Weg: „Wir brauchen mehr Großzügigkeit. Und wir brauchen die Bereitschaft, die Auffassung zu hinterfragen, dass es immer mehr sein muss.“ Für die Herausbildung einer solchen Haltung sieht **Gerhard SCHULZE** einige Anzeichen, wenngleich wir nicht darauf hoffen dürfen, allzu bald aus dem „Steigerungsspiel“ aussteigen zu können. Weder Kritik noch Appelle werden die alles dominierende Wachstumsfokussiertheit beenden können; diese wird sich angesichts ihrer immer offenkundiger werdenden logischen Sinnlosigkeit vielmehr selbst demontieren – wenngleich es durchaus nicht schaden könnte, intensive Gestaltungsdiskurse zu führen, um „Lernblockaden“ und traditionelle Denkmuster aufzubrechen und diese Demontage zu beschleunigen. Das umtriebige Streben nach Steigerung und Verbesserung wird damit nicht verschwinden, aber an Dominanz einbüßen zugunsten von etwas, das sich schlicht als „Sein“ bezeichnen lässt.

Fetisch Wachstum

Die politische Ausweglosigkeit der Steigerungsprogrammatisierung

Manfred Prisching

Die Wachstumsökonomie gründet auf einer Mentalität, die über Jahrhunderte im Abendland aufgebaut worden ist; sie kann also nicht einfach ersetzt oder verändert werden. Wachstum ist nicht ein beliebiger Fetisch, sondern jahrhundertlang kulturelle Erbschaft. Sie hat sich zudem in Institutionen verfestigt, und die Politik kann aus diesem Konsens, aus dem Bewusstsein der Selbstverständlichkeit, nicht ausscheren. Ein Alternativsystem wäre weder kognitiv steuerbar noch kompetitiv machbar. Es gibt keine guten Gründe für die Vermutung, dass den entwickelten Ländern (und zunehmend auch den Nachzüglern) die Wachstumsökonomie nicht noch eine Weile erhalten bliebe; jedenfalls so lange, bis sie in eine Sequenz von Katastrophen taumelt, die das Problem der Grenzen – auf die eine oder die andere Weise – lösen werden.

Schlüsselwörter: Wachstum, Fortschritt, Nullwachstum, Erwartungen, Europa, Marktwirtschaft

Eine „Wachstumsgesellschaft“, das kann zweierlei bedeuten. Zum einen ist es, in schlicht deskriptiver Hinsicht, eine *wachsende Gesellschaft*. Darunter versteht man vor allem wirtschaftliche Expansion, eine fortwährende Steigerung des Sozialprodukts. Aus einer anderen, nämlich strukturellen Perspektive ist die Wachstumsgesellschaft eine, in deren Konstruktionsprinzipien wirtschaftliches Wachstum ein essenzielles Element darstellt. Eine Gesellschaft solcher Art benötigt Wachstum, ihre *Funktionslogik* beruht auf Zuwachs, und ohne wirtschaftliches Wachstum gerät sie in (soziale und politische) Schwierigkeiten.

Empirisch-historisch betrachtet, ist eine Bedeutungstrennung in dieser Weise natürlich künstlich: Denn erst als nach einer langen Vorlaufphase die abendländische Ordnung sich in Mentalitäten und Institutionen der letzteren Strukturlogik verpflichtet hatte, vollzog sich jene beeindruckende Expansion, in der Europa (einschließlich seiner Ableger in aller Welt) zum Modell einer modernen Wirtschafts- und Lebenswelt geworden ist. Der Prozess der Globalisierung ist im Grunde einer der „globalen Europäisierung“ (Jones 1991, Landes 1999). Noch anders formuliert: Eine derartige Expansion, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten vollzogen hat, wäre kaum denkbar, wenn diese Dynamik nicht auch durch die Konstruktionseseigentümlichkeiten des Systems nahegelegt, gefördert, erzwungen und aufrechterhalten würde.

Daraus aber ergibt sich die Frage: Ist die Wachstumsorientierung der entwickelten Gesellschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts eine Frage der Entscheidung (wir *wollen* wachsen) oder handelt es sich um ein alternativenloses System (wir *müssen* wachsen)? Ist es ein „naturwüchsiges“ (nomothetisches) System, welches dem Wesen der Sache oder des Menschen oder sonst einer Art von „Wesenhaftigkeit“ entspricht; oder könnten wir dieses System „umbauen“, in Richtung auf geringere Wachstumsraten oder in Richtung auf ein stabiles Nullwachstum?

Die Fragen mögen irritieren. Brauchen wir das zu wissen? Warum sollte man Stagnation überhaupt anstreben, statt ihr Eintreten mit aller Kraft zu vermeiden? Warum haben wir ein „Problem“ mit steigendem Einkommen und reichlichem Konsum – ist das nicht alles wunderschön? Gibt es nicht noch genug Armut in der Ersten und genug Elend in der Dritten Welt, welche nur durch Wachstum zu beseitigen sind? Die klassische Antwort zumindest seit drei Jahrzehnten lautet: Es kann kein unbegrenztes Wachstum auf einer begrenzten Welt geben. Ewig wachsende Populationen vernichten ihr Habitat, und sie werden in der Folge selbst vernichtet. Aber ein Einwand drängt sich gegen dieses „naturalistische“ Argument auf: Gibt es angesichts der menschlichen (mit anderen Populationen unvergleichbaren) Gestaltungskraft nicht doch den Ausweg, immerwährendes Wachstum so zu gestalten, dass die ökologischen Grenzen nicht ausgereizt oder überschritten werden? Könnte es nicht doch auf Dauer „nachhaltiges Wachstum“ geben (Leipert 1981, Swoboda 1982)?

Das Spiel des Fortschritts.

Die Wachstumsgesellschaft ist ein Phänomen der Moderne. Am Ende des Mittelalters beobachten wir eine Verweltlichung der Lebensauffassung und eine steigende Wertschätzung des Geldbesitzes. Die „Projektanten“ und „merchant adventurers“ werden zahlreicher, man versucht sich in Alchemie, langsam nur bricht sich der revolutionäre Gedanke Bahn, dass man auch mit normaler wirtschaftlicher Tätigkeit Geld, viel Geld machen könnte. Ein ökonomischer Rationalismus beginnt sich durchzusetzen, wie er bis dahin unbekannt gewesen ist (Sombart 1987). Dazu kommt eine neue Geschichtsvorstellung: Seit dem 17. und 18. Jahrhundert wächst die Überzeu-

GROWTH AS A FETISH.

WHY THERE IS NO WAY TO ABANDON THE POLITICAL OBJECTIVES OF PROGRESSION

The “growth economy” is based on a mentality that has been built up in the occident over centuries; therefore, it cannot be simply replaced or changed. Growth and progress are not arbitrary fetishes but a centuries-long cultural inheritance. Moreover, the consciousness has hardened in institutions, and politics cannot deviate from this line of thought. For the people, it is reality; it is the way the world functions. An alternative system would neither be competitively feasible nor cognitively viable. There are good reasons for assuming that the growth economy will remain dominant for the developed countries and also for the latecomers. This will remain the case until it staggers into a sequence of catastrophes which will solve the problem, in the one way or the other.

Keywords: Growth, stagnation, progress, zero growth society, expectations, European culture, market society

gung, dass die Gesellschaft sich nicht in Zyklen oder Kreisen bewegt, in der Abfolge von Formationen, die dem Lebenslauf des Menschen (Jugend, Reife, Alter) oder dem Jahreslauf (der Abfolge der Jahreszeiten) nachgebildet sind (Spengler 1995). Vielmehr verbreitet sich das Bewusstsein von der *Linearität* der Geschichte: Dem menschlichen Verstand und seiner Gestaltungskraft sind keine Grenzen gesetzt, und er wird die Welt, bis hinein in alle Zeiten, umgestalten, vorwärts bewegen, verbessern. Die Natur, so meinten schon die Aufklärer, hat immer fähige Personen hervorgebracht, und allein die Akkumulation ihrer Errungenschaften über die Jahrhunderte muss schon einen Wissensfortschritt mit sich bringen. Darin gründet die allgemeine Idee des *Fortschritts*: der Glaube, dass die Zivilisation sich vorwärts bewegt, und zwar in eine erwünschte Richtung (Ginsberg 1953, Bury 1920).

Natürlich gehört zu dieser generellen Dynamik auch der Prozess des *materiellen Wachstums*. Plötzlich tun sich neue Horizonte der Produktion und des Einkommens auf, und die neuen Horizonte stellen keine Grenze für das Leben mehr dar, sondern verweisen auf die Landschaften jenseits ihrer Sichtbarkeit (Rapp 1992). Das ist eine spezifisch „moderne“ Perspektive. Dem Insassen einer traditionell-landwirtschaftlichen Gesellschaft müssen Vorstellungen eines unbegrenzten Wachstums fremd sein, dazu ist er zu eng der Natur, den Tieren und Pflanzen, verbunden. Erst der Umbau zu einer industriellen und (zunehmend) urbanen Gesellschaft löst diese Naturverbundenheit auf, und Vorstellungen von der Allmacht des Menschen und seinem unbegrenzten Expansionsvermögen können entstehen. Muskelkraft hat Grenzen, erst „künstliche“ Energie scheint unbegrenzt. Kreisläufe haben Grenzen, erst ihre „Überwindung“ weist ins Grenzenlose.

Nach dieser Revision der Geschichtsbilder ist die Endlichkeit der Welt (auch im Sinne ihrer steten Wiederholbarkeit) beseitigt. Die Welt bewegt sich vorwärts, weil das der Modus ihrer Existenz ist. Sie kann nicht anders. Für die „Insassen“ dieser Gesellschaft ist das einfach die (neue) Wirklichkeit. Die Welt ist, wie sie ist. Die Triebkräfte des Handelns sind in einer verflochtenen, marktwirtschaftlichen Gesellschaft nicht mehr individuelle Gier oder Abenteuerlust, das hat es auch schon bei den Eroberern und Seeräubern, bei den Konquistadoren und Heerführern gegeben; der Mechanismus macht sich nunmehr selbstständig, das System bewegt sich über die Köpfe der Individuen hinweg, es zieht die Einzelnen in seinen Bann: Max Webers protestantische Ethik (Weber 1992) ist eine Theorie für die Phase der Entstehung des Kapitalismus, aber die Generaldirektoren der multinationalen Konzerne am Ende des 20. Jahrhunderts benötigen keine religiöse Sicht des Lebens. Wettbewerb genügt. Ihm kommt keiner mehr aus. Wer nicht permanent im Prozess der Dynamik reüssiert, der geht unter. Kompetition ersetzt Teleologie. Der Weg entsteht im Gehen. Eine Dynamik, der wir die moderne Welt verdanken.

Der „Prozess der schöpferischen Zerstörung“ (Schumpeter 1963) bewirkt, dass der Weg des Fortschritts geschehens mit ökonomischen Leichen – aus dem Wettbewerb geworfenen Unternehmen – gepflastert ist, dass die Fußmaroden jeweils am Wegrand verenden und die Innovativen reüssieren. Während das Ziel unscharf wird, ja völlig aus den Augen verschwindet, drängt sich ein Weg auf, zu dem zeitweise noch eine Alternative vorgeschlagen wurde, während nach dem Zusammenbruch des „Gegenentwurfs“ der marktwirtschaftliche Modus alternativenlos erscheint.

Die Geschichte vom Fortschritt, die uns zumindest seit den Zeiten der Aufklärung erzählt wird, ist ja nicht falsch. Es lassen sich Parameter und Indikatoren angeben, die der Weltgeschichte mit Recht *Fortschrittlichkeit* attestieren: die steigende Beherrschung von Natur und Gesellschaft, ablesbar an der Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität, an der Zunahme der menschlichen Lebenserwartung, an der Steigerung der verfügbaren Informationen, an der Reichweite und Wirksamkeit von Waffen. Selbst eine gewisse Steigerung der Sittlichkeit hat sich über

IM BANN DES SYSTEMS

Die Triebkräfte des Handelns sind in einer verflochtenen, marktwirtschaftlichen Gesellschaft nicht mehr individuelle Gier oder Abenteuerlust; der Mechanismus macht sich nunmehr selbstständig, das System bewegt sich über die Köpfe der Individuen hinweg, es zieht die Einzelnen in seinen Bann

die Jahrhunderte vollzogen, in Europa beruhend auf dem Erbe der griechischen Stadtstaaten, der römischen Verfassung und ihrem Privatrecht, dem mittelalterlichen Christentum und der Gewöhnung an eine feudalistische Machtbalance, dem neuzeitlichen Protestantismus, der Aufklärung und dem Liberalismus – aber eben auch gefördert durch einen ungeahnten Wohlstand. Man sperrt die Armen nicht mehr in geschlossene Anstalten; es werden Hinrichtungen nicht mehr als Volksfest inszeniert; Herrscher befinden nicht mehr willkürlich über Untertanen. Schreckliche Rückfälle, wie die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, löschen diese Fortschritte nicht aus; sie können aber daran erinnern, dass das Eis der Zivilisation alleweil dünner ist, als es den Zeitgenossen erscheinen mag.

Die besondere Leistung des Abendlandes, nach einer jahrhundertelangen Vorgeschichte und einer glücklichen Konstellation unterschiedlicher Zutaten eine „offene Gesellschaft“ (Popper 1970) zustande gebracht zu haben, steht außer Frage. Denn tatsächlich lehrt das Schicksal anderer hochstehender Zivilisationen, dass die moderne Dynamik kein zwingendes Ergebnis eines Entwicklungsprozesses darstellt. Die institutionellen Fehler der muslimischen Welt, die, ausgehend von ihrer Blüte im Hochmittelalter, bis zum Beginn der Neuzeit bereits in eine sklerotische Struktur geschlittert ist, sind häufig diskutiert worden, vom Fehlen einer verlässlichen politischen Ordnung bis zum theokratischen Herrschaftsmodell (Leipold 2007). Noch lehrreicher ist die chinesische Zivilisation, deren Streben nach Harmonie, Balance, Selbsterkenntnis, Einbettung, Konsens, Gehorsam und Tradition die vielversprechendsten Ansätze zu einer dynamischen Entwicklung zerstört hat (Landes 2006). Deshalb ist das Wachstums- und Fortschrittsdenken eine *ambivalente* Angelegenheit: Ohne „Grenzenlosigkeit“, ja, „Maßlosigkeit“ ist die okzidentale Dynamik schwer vorstellbar. Kreativität, Innovation, Originalität sind mit dem Drang verbunden, alle Grenzen zu überschreiten, und wenn die Welt- und Lebensperspektive in den Kategorien von Einordnung und Harmonie gesehen wird, dann gibt man sich eben leicht auch innerhalb der bestehenden Grenzen zufrieden.

Grenzenlosigkeit also – und neuerdings doch wieder nicht. Denn in den letzten Jahrzehnten hat die Menschheit mancherlei Kränkungen erfahren, die das Gefühl der Grenzenlosigkeit und Machbarkeit wieder infrage gestellt haben. Nicht von den alten Selbstbewusstseinskränkungen durch Galilei, Darwin und Freud ist hier die Rede, sondern von den *ökologischen* Kränkungen, die dem Menschen klargemacht haben, dass er doch nicht der Herr der Natur, sondern ein Element ihres Kreislaufs ist; von den *informationstechnologischen* Kränkungen, die er hinnehmen musste in der Erkenntnis, dass der menschliche Verstand in mancherlei Hinsicht von digitalen Maschinen weit übertroffen werden kann; und von den *naturalistischen* Kränkungen, die aus der Erkenntnis resultieren, dass zunehmend Differenzen zwischen den Menschen und der Natur verschwinden. Während die Erkenntnisse des Menschen wachsen, schrumpft sein Selbstbewusstsein. Er verliert seine Einmaligkeit oder kann sie zumindest nicht mehr verlässlich definieren, zumal ihm ja auch jeder transzendente Bezug, der ihn wenigstens noch als „Krone der Schöpfung“ oder als „gottebenbildliches“ Wesen hätte ausweisen könne, fehlt. Gott ist tot, dem Menschen geht es auch schon schlecht, und wir sind nicht einmal mehr so sicher, wie es langfristig mit dem Wachstum steht.

Das Spiel des wirtschaftlichen Wachstums.

Die Wahrnehmung menschlicher Gestaltungskraft, die empirische Feststellung von Dynamik und die Hoffnung auf allseitigen Fortschritt werden häufig auf die Ebene des materiell-technischen Voranschreitens reduziert. Denn im 19. Jahrhundert haben wir die Industrialisierung, die Auseinandersetzung der Klassen, die weitgestreute Verbesserung der Lebensbedingungen,

OFFENE GESELLSCHAFT

Die besondere Leistung des Abendlandes, nach einer jahrhundertelangen Vorgeschichte und einer glücklichen Konstellation unterschiedlicher Zutaten eine „offene Gesellschaft“ zustande gebracht zu haben, steht außer Frage

BESCHEIDENHEIT

Die klassischen Ökonomen waren freilich in ihren Erwartungen viel bescheidener. Sie haben es für naheliegend gehalten, dass sich in einer reifen, entwickelten Marktwirtschaft die dynamischen Kräfte abschwächen werden

die ersten Schritte zur Einrichtung von Sozialversicherungssystemen erlebt – warum also sollte nicht alles immer besser werden? Fortschritt ohne Grenzen: Alles wird denkbar, vermehrbar, überbietbar. Morgen wird es besser sein als heute. Probleme werden durch die Kraft des Verstandes, der in praktischer Hinsicht auf die Kraft von Technik und Ökonomie reduziert wurde, überwunden. Die Politik bedarf in den letzten hundert Jahren zunehmend demokratischer Legitimation, und sie setzt sich an die Spitze des Fortschritts, schreibt sich die Lebensverbesserungen selbst zu, empfiehlt sich als Garantiestanz für die Zukunft.

Die klassischen Ökonomen waren freilich in ihren Erwartungen viel bescheidener. Sie haben es für naheliegend gehalten, dass sich in einer reifen, entwickelten Marktwirtschaft die dynamischen Kräfte abschwächen werden. Adam Smith hat 1776 die Ansicht vertreten, dass das fortgesetzte Wachstum über eine verschärfte Konkurrenz, eine Verschlechterung der Kapitalanlagemöglichkeiten und eine steigende Arbeitskräftenachfrage zu einer Reduzierung der Gewinne führen müsse, so dass in ferner Zukunft die Akkumulation stagnieren werde: „Hat ein Land einmal das Höchstmaß an ausgeglichenem Wohlstand erreicht, den es aufgrund der Eigenart seines Bodens und Klimas sowie seiner Lage zu anderen Ländern überhaupt erwerben kann, so daß es sich weder fort- noch rückentwickeln kann, dürften dort Arbeitslohn wie Kapitalgewinn äußerst niedrig sein“ (Smith 2005, S. 82). Während dieses Modell der Stagnation kaum mit einem Massenwohlstand verbunden ist, kann John Stuart Mill 1848 dem stationären Zustand mehr abgewinnen: „Die Nationalökonomien müssen es fast immer mehr oder weniger deutlich eingesehen haben, daß die Zunahme des Vermögens nicht grenzenlos ist, daß am Ende des sogenannten Fortschrittszustandes der stationäre Zustand liegt, daß jeder Fortschritt im Vermögen nur ein Hinausschieben dieses Zustandes ist, und jeder Schritt nach vorn eine Annäherung an ihn bedeutet“ (Mill 1913/21, II, S. 388). Dieser stationäre Zustand könnte gleichwohl eine beträchtliche Verbesserung im Vergleich zur gegenwärtigen Lage sein: „Ich gestehe, daß mich nicht das Lebensideal der Leute bezaubert, die glauben, dass der Normalzustand menschlicher Wesen in dem fortwährenden Kampfe gegeneinander besteht, daß das Stoßen, Drängen, einander auf die Fersen treten, das heute das Kennzeichen unseres gesellschaftlichen Zustandes ist, das wünschenswerteste Los der Menschen oder etwas anderes sei, als die unerfreulichen Abschnitte des gewerblichen Fortschrittes“ (Mill 1913/21, II, S. 391).

Die Ökonomen, die damals auch noch Zeitbeobachter waren, haben die Dynamik des Systems, seine Fähigkeit zur Überwindung von Barrieren und Hindernissen, unterschätzt. Trotz Aufklärung, Industrialisierung und Fortschrittsdenken hinkte nun allerdings das Bewusstsein der Menschen insofern nach, als es eine Zeit brauchte, bis das Denken von einem *Bedarfsdeckungsprinzip* zu einem *Erwerbsprinzip* umgestellt wurde. Werner Sombart hat die beiden Begriffe einander gegenübergestellt: Das erste beschreibt ein Verhalten, welches auf ein angemessenes, standesgemäßes, gesichertes Einkommen unter stabilen Lebensumständen zielt; das zweite ein Verhalten, welches dem Einkommenserwerb um des Einkommens willen verpflichtet ist. Im letzteren Fall gibt es keine sinnvolle Grenze mehr auch für den Einkommenserwerb (Sombart 1988). Lujo Brentano spricht von der Umstellung von der „Haushaltskunst“ auf die „Bereicherungskunst“ (Brentano 1916). Rudolf Hilferding sieht darin den Marxschen Unterschied von „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“ (Hilferding 1903). In dem wohl bemessenen Lebensraum einer traditionellen, agrarischen Gesellschaft hat es jedenfalls für die meisten Menschen geringe Spielräume gegeben, in denen sich mit einem vermehrten Einkommen etwas hätte anfangen lassen; in einer industrialisierten, marktwirtschaftlichen, offenen Gesellschaft gibt es hingegen keine Grenzen für die Einkommens- oder Gewinnerzielung. Man kann nur mit einer begrenzten Menge von Brot etwas anfangen; aber man kann immer mehr Geld haben. „Für keine im kapi-

talistischen Nexus entfaltete Tätigkeit ist mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen Richtung gebend. An keinem noch so fernen Punkte kann jemals der Gesamtgewinn so hoch steigen, daß man sagen könnte: es ist genug“ (Sombart 1959, S. 258). Das wird zum allgemeinen Selbstverständnis der Moderne.

Es kann nicht gutgehen, wenn die Produktion dem Prinzip der Ausweitung, der Konsum aber dem Prinzip der Mäßigung gehorcht. In ökonomischen *Sättigungstheorien* kam an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Befürchtung zum Ausdruck, dass die Produktivität der Produktion auf Bedürfnis- beziehungsweise Konsumgrenzen stoßen könnte (Falkinger 1986). In der Tat lässt sich das Spiel der Expansion und des Fortschritts nicht mit Individuen durchführen, die bescheiden, mäßig und zufrieden sind. Die Tugenden, die noch im 19. Jahrhundert gültig waren, müssen deshalb in Laster verwandelt werden: *Enthaltsamkeit ist Erfolglosigkeit*. Mäßig sind nur jene, denen die Trauben zu hoch hängen (Bellebaum/Herbers 2007). Sparsam sind jene, die zu kurz gekommen sind. Wenn mit zufriedenen Konsumenten und Konsumentinnen keine dynamische Wirtschaft zu machen ist, müssen alle in den Zustand der *permanenten Unzufriedenheit* versetzt werden: Da gibt es so vieles zu erobern, zu erwerben, zu kaufen. Warum sollte man nicht „alles“ wollen, und zwar jetzt? Den Hungrigen gehört die Zukunft, nicht den Satten – wobei auch jene sich als „hungrig“ zu betrachten haben, für die Fettleibigkeit längst zu einem existenziellen Problem geworden ist. Aber diese Kombination von Geiz und Gier, Habsucht und Verschwendungssucht, die Geldhortung und das Habenwollen hat Sigmund Freud ohnehin nicht als rationale Strategie beschrieben, sondern in analerotischen Kategorien erklärt (Nitsche 1990). Die Logik der Institutionen und die Mentalität der Individuen müssen einander entsprechen. Die Politik wird gleichzeitig demokratischer, sie horcht auf das, was die Wähler und Wählerinnen wollen, und somit wird sie auch analerotisch.

Selbstverständlich ist die Wachstumsfixierung kein Spiel, das dem Kapitalismus eigentümlich ist. Die Länder des realen Sozialismus waren mindestens in gleichem Maße wachstumsfixiert. Sie haben nur nicht verstanden, dass der Wachstumsprozess mit jener *Konkurrenz* untrennbar verbunden ist, die sie als „sozialdarwinistisches“, „destruktives“ oder „anarchisches“ Prinzip abgelehnt haben. Die Konkurrenz zwingt zur beständigen Steigerung der Produktivität, zur Ausdehnung der Märkte, zur Erfindung neuer Produktionsmethoden, zu Produktinnovationen. Robert Kurz, ein scharfer Kritiker des Kapitalismus, vermerkt mit Recht die *Ambivalenz* dieses Prozesses: Die „Konkurrenz raubt den Menschen jede Ruhe, aber sie diskreditiert auch Starre und Borniertheit auf niedrigem Niveau; sie zerstört massenhaft Existenzen, aber sie macht auch jedes ständische und rohe Existenzverhältnis, jedes persönliche Abhängigkeitsverhältnis obsolet; sie schneidet auf immer neuer Stufenleiter Menschenmassen von der Bedürfnisbefriedigung ab, aber sie entwickelt auch auf immer neuer Stufenleiter die Massenbedürfnisse und ‚verwohlfeilert‘ (Marx) bisher dem Luxuskonsum der wenigen vorbehalten Güter und läßt diese in den Massenkonsum eingehen; sie entmenscht die Menschen und macht sie zu bloßen Charaktermasken des Geldes, aber sie vermenschlicht sie gleichzeitig zu [...] Subjekten, indem sie alle Naturfetische und institutionellen Gewalten zerstört, unter denen die Massen als subjektloses Zubehör von Grundeigentum vegetierten. Vor allem aber: Die Konkurrenz zwingt und peitscht die Menschen in die abstrakte Verausgabung ihrer Arbeitskraft hinein, aber sie ist gleichzeitig das dynamische Prinzip, das tendenziell die ‚Arbeit‘ aufhebt und obsolet macht durch ihren anderen, ebenso unerbittlichen Zwang zu immer neuen Produktivitäts- und Verwissenschaftlichungsschüben; sie verwandelt die Produktivkräfte in Destruktionskräfte, aber sie hebt die menschliche Naturaneignung gleichzeitig über alles bisher gekannte Maß hinaus“ (Kurz 1991, S. 85ff). Das ist die Kraft eines Wettbewerbssystems, und sie lässt keinen Stein auf dem anderen.

WIDER DIE BESCHIEDENHEIT

Es kann nicht gutgehen, wenn die Produktion dem Prinzip der Ausweitung, der Konsum aber dem Prinzip der Mäßigung gehorcht. Die Tugenden, die noch im 19. Jahrhundert gültig waren, müssen deshalb in Laster verwandelt werden: Enthaltsamkeit ist Erfolglosigkeit

Das Spiel der Steigerungen.

Die moderne Gesellschaft hat sich auf ihre eigene Dynamik eingestellt, und die Menschen sind überzeugt, dass ihr Reichtum steigen wird und ihre Lebensmöglichkeiten sich vermehren werden. Je reicher sie in den spätindustriellen Ländern geworden sind, desto eher haben sie sich davon überzeugt, dass selbst im größten Reichtum eine *unaufhebbare Knappheit* herrscht. Denn Knappheit ist nicht mehr an irgendeinen Standard, also etwa an ein sozial definiertes Niveau legitimer Bedürfnisse, gebunden, sie liegt notwendigerweise immer vor, da es doch in der Unbegrenztheit immer noch zusätzliche Optionen geben kann. Jede Entscheidung zwischen Möglichkeiten beweist „Knappheit“ – im Sinne von: Man muss auf etwas verzichten, und seien es bloß die Opportunitätskosten. Erst wenn man auf nichts mehr verzichten müsste, also unendliche Optionen wahrnehmen könnte, wäre die Knappheit tatsächlich überwunden. Die Menschen haben sich von den Karikaturen der Ökonomen, denen zufolge die menschlichen Bedürfnisse unbegrenzt sind, überzeugen lassen. Sind die Personen erst zu passenden Rädchen in der Maschinerie des modernen Geschäftsverkehrs geworden, braucht es keinen übersteigerten Sinn für Geldbesitz mehr, um das rastlose Erwerben „als eigentlichen Zweck aller Tätigkeit und allen Daseins“ zu begreifen. Dem Unternehmer wird die ganze Welt „zu einem riesigen geschäftlichen Unternehmen, in dem es ebenso viele Konten gibt, wie Staaten, Städte, Klassen oder auch einzelne Individuen bestehen. Wertung in Geld, rechnungsmäßige Feststellung von Leistung und Gegenleistung, Debet und Kredit werden die Kategorien seiner Weltbetrachtung“ (Sombart 1987, S. 106). Unternehmer sind auch in Joseph Schumpeters Beschreibung die „Personifikation freigesetzter blinder Dynamik“ (Gerhardt 1969, S. 200).

Die Vielzahl der möglichen Gesellschafts- und Zukunftsvisionen ist aber nicht nur im Bewusstsein von Unternehmern und Managern, sondern in viel umfassenderer Weise im Bewusstsein aller Zeitgenossen und Zeitgenossinnen auf die „Steigerungsprogrammatik“ eingeengt (Schulze 2004). Wenn man immer mehr produzieren kann, muss man immer mehr „brauchen“ und „wollen“. Im Grunde ist die *Multioptionsgesellschaft* (Gross 1994) in ihren Zukunftsszenarien vergleichsweise einfallslos geworden: Auch wenn es künftig immer mehr Möglichkeiten des Handelns geben wird, so finden diese doch innerhalb einer Gesellschaft statt, die der Gegenwartsgesellschaft ähnelt – alles besser, größer, reicher, aber alles doch vergleichbar. Die Optionen sind innerhalb des Systems gesteigert worden, in dem Maße, als die Optionen außerhalb des Systems gelöscht beziehungsweise unplausibel wurden.

Die spätmoderne Wachstumsgesellschaft kennt keine Alternative mehr zu sich selbst, alles andere ist undenkbar geworden: Was wäre eine Politik, die damit wirbt, dass es *keine* Einkommenserhöhungen mehr geben wird? Alle freuen sich am Steigerungsspiel: „Es ist die historisch beispiellose soziale Organisation der Steigerung, die unsere Epoche auszeichnet, das systematische Zusammenspiel einer unübersehbaren Menge von Akteuren in so verschiedenen Lebensbereichen wie Produktion und Politik, Wissenschaft und Unterhaltung, Arbeit und Konsum, Technik und Medien. Steigerung wurde zu einem wesentlichen Inhalt sozialer Beziehungen; sie integriert als immer wieder bearbeitetes gemeinsames Oberthema unsere gesamte Sozialwelt“ (Schulze 2004, S. 83). Steigerung ist nicht eindimensional, auch nicht nur materiell zu verstehen. *Alle* Möglichkeiten sollen gesteigert und ausgedehnt werden, die Multioptionsgesellschaft kennt keine Grenzen für die Optionen. Es darf keine weißen Flecken auf der Landkarte der Möglichkeiten geben. Entgrenzung ist dann nicht nur eine sonderbare, mit den Erkenntnissen der Psychologie nicht recht vereinbare Beschreibung für die Skala individueller Bedürfnisse, sie wird vielmehr zu einem umfassenden Gestaltungsprogramm für alle Lebensbereiche der zweiten Moderne. Wachstum ist für die Ökonomie und für die Politik ein Fetisch, und anderes wird unvorstellbar.

KEINE ALTERNATIVEN

Die spätmoderne Wachstumsgesellschaft kennt keine Alternative mehr zu sich selbst, alles andere ist undenkbar geworden: Was wäre eine Politik, die damit wirbt, dass es keine Einkommenserhöhungen mehr geben wird?

Denn die Möglichkeiten, deren Auslotung auf die eigene Erfahrung, das individuelle Erleben, die innerliche Resonanz (Schulze 1992) zielt, finden ihre Grenzen nur an der Grenze der Fantasie. Solange die Fantasie arbeitet (und aus der Werbung zahlreiche Anregungen bekommt), drängt sich die unerfreuliche Differenz auf zwischen einer unzulänglichen Gegenwart und einer paradiesischen Zukunft. Das Steigerungsspiel hat das vergangene Paradies in die Zukunft verschoben, es zu einem zukünftigen Paradies gemacht. Von den Impulsen, diese Lücke zum Verschwinden zu bringen, lebt diese gesellschaftliche Formation, daraus bezieht sie ihr Selbstverständnis.

Wenn es diese Differenz zwischen dem Realen und dem Potentiellen ist, die zum entscheidenden Beurteilungskriterium jeder Sachlage wird, dann verlieren die absoluten Niveaus ihre Bedeutung. Das jeweils erreichte Niveau tritt rasch in die Kategorie der *Selbstverständlichkeit* ein: Was man hat, das hat man ohnehin; es ist selbstverständlich; und dazu ist man berechtigt. Interessant sind nicht mehr die *Bestandsgrößen*, sondern die *Stromgrößen*: Was kommt zum Vorhandenen dazu? Nicht der Sache, sondern dem Zuwachs, nicht dem Reichtum, sondern seiner Vermehrung gilt die Aufmerksamkeit. Die Geschichte, kollektiv und individuell, wird eine Sequenz von 2/3/4%-Zuwächsen. Die Politik kann nicht mehr damit argumentieren, dass es den Menschen gut geht. Sie muss auf den Zuwachs der Zukunft verweisen.

Das ist schon deswegen ein verlässlicher Maßstab, weil alle anderen Maßstäbe nicht mehr wirkmächtig oder überzeugend sind. Die „großen Erzählungen“ (Welsch 1987 nach J.F. Lyotard) sind geschwunden, und in einer weithin nihilistisch-narzisstischen Gesellschaft (Carr 1992, Lasch 1995) gibt es keine überzeugenden Kriterien für das „gelingende Leben“. Zwar wissen wir, dass es sich in Europa deutlich besser lebt als in Nigeria, aber die Villen in Beverly Hills sind vielleicht noch schöner. Die *Prozent-Zuwächse* sind deshalb verlässliche Orientierungsgrößen, weil man keine Bezugspunkte außerhalb ihrer selbst benötigt: Sie genügen sich selbst, sie brauchen keinen externen Sinnbezug, wenn nur erst einmal Zuwachs, Wachstum oder Steigerung als relevanter Maßstab anerkannt sind. Man weiß, was man vorher hatte, und man kann nachrechnen, wie viel dazugekommen ist. Der Prozentsatz wirkt auch auf das Handeln zurück, er legitimiert es nachträglich; denn die Zuwachsprozente sind *Rechtfertigungsindikatoren*. Sie belegen, dass man das Richtige getan hat. Ein Mehrprozentzuwachs kann nicht falsch sein, denn es gibt keine externen Messgrößen mehr.

Für die spätmoderne Gesellschaft stehen natürlich – neben der Steigerung anderweitiger Erlebensmöglichkeiten – materielle Möglichkeiten im Zentrum der Wünsche. Steigerung bedeutet im einfachsten Fall: Wirtschaftswachstum, Einkommenserhöhung, Konsumzuwachs. Auch und gerade in diesen materiellen Dimensionen ist die Gegenwart immer das Unzureichende, das Provisorische, das Vorläufige; denn die Zukunft wird zwangsläufig die Überbietung der Gegenwart darstellen. „In der völlig offenen Konkurrenzgesellschaft gibt es kein befriedigtes Verweilen bei einem Ziel, das erreicht wird.“ Im absoluten Konkurrenzsystem „schiebt der Mensch seine Ziele vor sich her.“ Alles wird zur Durchgangsstation (Plack 1979, S. 43). Die Fixierung auf den ständigen Wachstumspfad ruiniert somit die Gegenwart, denn das „eigentliche Leben“ wird immer erst in der Zukunft beginnen. Die Gegenwart ist ein unzureichendes Vorspiel der Zukunft. Eigentlich lebt man andauernd im Unglück, welches erst irgendwann einmal dem Glück weichen wird. Fatalerweise weicht die Schwelle im Vorangehen zurück, wie es dem Wesen des Wachstumsdenkens entspricht.

Das Spiel der Versäumnisse.

Die Steigerungsprogrammatik benötigt unzufriedene Menschen: Sie müssen nach einer Veränderung, nach einer Steigerung, nach einem Mehr streben, den „Mehrgott“ (Gross 1994)

ARGUMENTATIONS- NOTSTAND

Die Politik kann nicht mehr damit argumentieren, dass es den Menschen gut geht. Sie muss auf den Zuwachs der Zukunft verweisen. Das ist schon deswegen ein verlässlicher Maßstab, weil alle anderen Maßstäbe nicht mehr überzeugend sind

SYSTEMPROBLEM

Zufriedene Menschen sind ein Systemproblem, denn Zufriedenheit bedeutet Veränderungsverzicht. Dann sitzt man am Ufer und schaut aufs Meer, statt vernetzt bei Sonnenuntergang die Geschäftskorrespondenz zu erledigen

verehren. Sie müssen ihre Kräfte anspannen, um ein zukünftiges Ziel zu erreichen, sie müssen ihre Kreativität einsetzen, um Neues in die Welt zu setzen – und damit Geld zu verdienen. Sie müssen alle Güter und Neuerungen kaufen wollen, denn der wirtschaftliche Kreislauf funktioniert nur dann, wenn die Produktivität des Konsumierens mit jener des Produzierens Schritt hält. Zufriedene Menschen sind ein Systemproblem, denn Zufriedenheit bedeutet Veränderungsverzicht. Dann sitzt man am Ufer und schaut aufs Meer, statt vernetzt bei Sonnenuntergang die Geschäftskorrespondenz zu erledigen. Der grenzenlose Mensch ist selbstverständlich geworden: „Wer auf den Muselmanen deutet, der sein Geschäft zumacht, wenn er für den Tag genug verdient hat, erntet Gelächter. Oder er muß sich belehren lassen, dass das südliche Klima eben den Menschen so ‚leichtsinnig‘ mache. So als erkläre der strenge Winter unsere Neigung zum Luxus“ (Plack 1979, S. 48). Wenn man sich in seinen Lebensumständen wohl fühlt, ist der Anreiz gering, alle Kräfte anzuspannen, um die Umstände zu ändern. *Zufriedenheit ist asozial.*

Natürlich kann nicht entschieden werden, in welchem System die Menschen insgesamt glücklicher sind; sicher ist nur, dass das System mit zufriedenen, besonnenen, ausgeglichenen, ruhigen, mäßigen Individuen kaum funktioniert. „Schwerlich ist der moderne Mensch glücklicher als der traditionelle: Da er sich selbst zu dem machen muß, was er sein will, und da die Mobilität des Systems immer weitere Aufstiegsmöglichkeiten zulässt, ist er selten mit dem zufrieden, was er erreicht“ (Hösle 1997, S. 724). Kaum hat er mit einem Produkt das Geschäft verlassen, muss sein Begehren wieder angefacht werden. Er muss auch morgen ein Käufer sein. Die „Zukunftsgier“ darf ihm nicht abhanden kommen. Da das Glück wesentlich durch das Verhältnis von Erfüllung und Erwartung bestimmt ist, ist es allerdings ein permanenter Stachel, wenn die Erwartungen den Erfüllungen in einer Wachstumsökonomie immer ein Stückchen voraus sein müssen. Es gibt aber auch noch ein stringenteres Argument: In einer Multioptionengesellschaft sind die Erwartungen prinzipiell uneinholbar. Je reicher eine Wachstumsökonomie ist, desto stärker vermittelt sie ihren Teilnehmern und Teilnehmerinnen das Gefühl der *Versäumnis*. Denn neben anderen „Engpässen“ gibt es eine unaufhebbare Knappheit: Die für Konsumaktivitäten verfügbare Zeit der Menschen kann nicht (oder nur unwesentlich) ausgedehnt werden. Das bedeutet erstens, dass sich dann, wenn das Kriterium des gelingenden Lebens zunehmend im Konsum von „Erlebnissen“ liegt, eine paradoxe Situation einstellt: Die „Erlebnissrate“ nimmt dramatisch ab. Die Erlebnissrate ist der Anteil der erlebten oder erlebarten Ereignisse an allen angebotenen attraktiven Ereignissen. Je reicher aber eine Gesellschaft ist, desto mehr kann sie anbieten, und die „Kräfte“ der Person (ihre Ressourcen und ihr Zeitaufwand) müssen hinter diesem Wachstum zwangsläufig zurückbleiben. In einer „bescheidenen“ Gesellschaft kann man möglicherweise einen Großteil der möglichen Vergnügungen konsumieren, in einer Luxusgesellschaft sinkt die Rate gegen Null. So viel wäre möglich, und gerade einmal an der Oberfläche der Möglichkeiten kann man kratzen. Dazu kommt zweitens der Eindruck, dass gerade die spannenden Aktionen, jene mit Euphorie und Adrenalinausstoß, wohl immer anderswo stattgefunden haben müssen als dort, wo man gerade selbst gewesen ist – denn die Standards für die Erlebnisse werden durch die Werbung und ihre grellbunte Welt gesetzt. Ein freundlicher Abend am Stammtisch ist deshalb zu wenig. Das heißt: Die Wachstumsökonomie produziert dadurch Unzufriedenheit, dass es sich im Grunde um eine *Ökonomie der Versagungen und Versäumnisse* handelt (Prisching 2006). Die Welt des Unerfahrbaren, Nichterlebten, Unkonsumierbaren explodiert; und wenn in der Maximierung der Erlebnisse der Sinn des Lebens liegt, dann produziert das Wachstum logischerweise nicht nur Unzufriedenheit, sondern auch Sinnlosigkeit. Da kann auch die Politik nichts machen.

Das Spiel der Erwartungen.

In den 1970er-Jahren, in einer kurzen Phase der Irritation am Fetisch Wachstum, gab es einige Überlegungen zur Nullwachstumsgesellschaft. Die erste Überlegung war *ökologischer Art*: die Ölkrise, der Wachstumsknick, Umweltprobleme, die Botschaft des Club of Rome (Meadows 1972). Eine Diskussion flackerte auf, ob nicht am Ende des gigantischen Wachstumsprozesses zwangsläufig ein *Nullwachstum* stehen würde, ob bis zur Klärung der offenen Fragen aus Risikogründen ein Wachstumsmoratorium geboten und ob es nicht Zeit wäre, ein Einschleifen der vielen logarithmisch explosiven Kurven anzudenken (Daly 1977). Als sich in den 1980er-Jahren der Wachstumsprozess fortsetzte, die größten Schaumkronen von den Flüssen verschwand und die Bäume immer noch grün waren, wurden diese Überlegungen suspendiert. Am Beginn des 21. Jahrhunderts führen die Energiepreiserhöhungen, die damals vorhergesagt wurden, die jetzt (2008) beginnen und in den nächsten zwanzig Jahren, bis zur Erschöpfung des Erdölzeitalters, dominieren werden, zu neuerlichen Diskussionen, die allerdings ersichtlichermaßen von keinem größeren ökonomischen Sachverstand geprägt sind als seinerzeit; erstaunlicherweise findet jedoch, anders als in den 1970er-Jahren, keinerlei Relativierung der großen Wachstumsziele statt. Die Energieverknappung ist ja in Wahrheit keine absolute *ökonomische* Wachstumsgrenze: Die Nachfrage-Angebots-Differenz beim Öl wird die Energiepreise bestimmen, aber bei einer Verdoppelung oder Verdreifachung des Preisniveaus wird es deswegen wieder genug Energie geben, weil bislang unzugängliche Ressourcen ebenso wie alle Arten von Alternativenergie rentabel werden. Es wird allerdings ein *politisches* Problem entstehen, weil sich die meisten Menschen eine verdreifachte Energierechnung nicht werden leisten können und deshalb beträchtliche Verschiebungen in der Wirtschaftsstruktur und in der Einkommensverteilung eintreten werden. Das könnte allerdings auch das Wachstum beeinträchtigen und erneut politische Probleme erzeugen.

Eine weitere Debatte, die in den 1970er-Jahren angestoßen wurde, war *anthropologischer* Art. Könnte ein stagnierender Reifezustand einer reichen Gesellschaft möglicherweise für die Menschen besser sein als eine überzogene Dynamik? Ist der Dauerstress aushaltbar (Fritzsche 1998)? Ist die sich flexibilisierende Marktgesellschaft (Sennett 1998) lebbar? Man braucht eine neue Mentalität, um ein Wachstumssystem zu etablieren, aber die Dynamik des Wachstumssystems ändert in der Folge wiederum die Mentalitäten. „Ein außerordentlicher Sinn für symmetrische Beziehungen, ein Abscheu vor Parasitismus, eine Hochschätzung der Arbeit, eine strenge Kontrolle der Emotionen sind neue Tugenden des frühen Bourgeois, die sich im ‚Prozeß der Zivilisation‘ herausbilden. Damit kann der Verlust jeder Fähigkeit einhergehen, über den rationalen Eigennutz hinaus zu denken – Großzügigkeit, Gastfreundschaft, spontane Herzlichkeit, interesselose Treue gegenüber Personen, die man als Vorbilder empfindet, souveräne Gleichgültigkeit gegenüber der Sphäre des Wirtschaftlichen, heroische Bereitschaft zur Selbstaufopferung, sympathetische Verantwortung gegenüber den schon zum eigenen Haushalt gehörigen Schwächeren sind nicht die Tugenden der Moderne“ (Hösle 1997, S. 724). Der Frage, welche Art von Menschen von einer bestimmten wirtschaftskulturellen Formation hervorgebracht oder geprägt wird, findet wenig Resonanz. Wenn allerdings bestimmte wachstumsnotwendige Dispositionen – „Tugenden“ der Vormoderne – aufgelöst werden, könnte dies auch das Wirtschaftswachstum beeinträchtigen.

Die dritte Überlegung war *politikökonomischer* Natur, und sie ist auch heute keineswegs unaktuell. Lester Thurow hat auf die Legitimierungsprobleme einer *Null-Summen-Gesellschaft* hingewiesen. Den Kern des Problems sieht er darin, dass für die meisten Schwierigkeiten – ob es sich nun um Energie, Umwelt, Verteilung, Stagnation oder Inflation handelt – Lösungen

WACHSTUMS-DEBATTEN

Am Beginn des 21. Jahrhunderts führen die Energiepreiserhöhungen zu neuerlichen Diskussionen, die allerdings ersichtlichermaßen von keinem größeren ökonomischen Sachverstand geprägt sind als seinerzeit; erstaunlicherweise findet jedoch, anders als in den 1970er-Jahren, keinerlei Relativierung der großen Wachstumsziele statt

NICHT ANWENDBAR

Den Kern des Problems sieht Lester Thurow darin, dass für die meisten Schwierigkeiten Lösungen existieren, meist sogar mehrere Lösungen, dass diese aber alle das Merkmal haben, dass irgend jemand große wirtschaftliche Einbußen hinnehmen muss

existieren, meist sogar mehrere Lösungen, dass diese aber alle das Merkmal haben, dass irgend jemand große wirtschaftliche Einbußen hinnehmen muss: „Niemand übernimmt diese Rolle freiwillig, und unser politisches System ist unfähig, jemanden zu zwingen, diese Last zu übernehmen. Jeder möchte, daß ein anderer die notwendigen wirtschaftlichen Belastungen trägt, und so kann keine der möglichen Lösungen zur Anwendung kommen“ (Thurow 1981, S. 8). Tatsächlich haben in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Interessengruppen ihre Strategien zur Blockade unliebsamer politischer Entscheidungen verbessert, und mit dem Blick auf die großen Probleme drängt sich der Verdacht auf, dass selbst bei einem bescheidenen Wirtschaftswachstum, und erst recht bei einer Stagnation, die Budgetzwänge des Staates derart ansteigen, dass der Spielraum für große Entscheidungen kaum noch vorhanden ist. Wenn notwendige Entscheidungen nicht gefällt werden und Reibungsverluste steigen, könnte dies wiederum zu einer Beeinträchtigung des Wachstums führen.

Die geschilderte politikökonomische Situation lässt sich mit dem Blick auf die europäische Entwicklung weiterdenken. Das Spiel der Politik gegen Interessengruppen wird ergänzt durch das Spiel der politischen Gruppierungen selbst: Institutionelle Sklerose wird erzeugt, wenn im politischen Konkurrenzkampf eine verantwortliche Gruppe das Notwendige zu propagieren versucht, der politische Gegner jedoch in der machtpolitischen Versuchung steht, im Kampf um Wähler und Wählerinnen Versprechungen zu machen, die das Notwendige dem Wünschenswerten opfern. Es ist ein *Gefangenendilemma*: Die Versuchung, die Macht zu erobern, indem man potentiell gefährdete Gruppen durch Versprechungen der Unantastbarkeit ihrer Rechte oder Privilegien „einkauft“, auch wenn man weiß, dass dies für das Gemeinwohl schädlich ist, ist übergroß. Je schärfer der politische Konkurrenzkampf, desto handlungsunfähiger ist das politische System. Ohne das Füllhorn der Wachstumsgesellschaft bleibt nur verschärfter Populismus, der in eine Abwärtsspirale führt. Wachstum ist diesem Befund zufolge deshalb alternativenlos, weil die demokratische Politik in einem Zustand der Stagnation handlungsunfähig würde. Das war auch der Befund in der *Unregierbarkeitsdiskussion* der 1970er-Jahre, und ein unbehaglicher Ausweg wurde damals vorgeschlagen: Wenn alle Maßnahmen an zahlreichen Quasi-Veto-Positionen scheitern und der Staat dadurch überfordert und handlungsunfähig wird, kann nur eine „Mäßigung der Demokratie“ helfen (Crozier et al. 1975). Im Zweifelsfall sind es Experten, die eine bessere Lösung finden, nicht die „basisdemokratischen“ Verfahren; und die meisten Probleme sind ohnehin so komplex, dass ein durchschnittlicher Wähler sie nicht einmal ansatzweise versteht. Jene Vorwürfe, die der Europäischen Union wegen ihres mangelnden demokratischen Gehaltes gemacht werden, könnten nun allerdings in diesem Sinne und mit einer leichten Dosis von Zynismus ins Positive gewendet werden. Die EU transferiert eine Fülle von Entscheidungen auf die europäische Ebene, auf der eine „Beobachtbarkeit“ der Politik kaum stattfinden kann. Nationale Regierungen tun sich schwer genug, die Vorgänge in Brüssel zu verfolgen, und die Staatsbürger und -bürgerinnen haben (trotz hervorragender Internetauftritte der Institutionen) damit erst recht nichts im Sinn. Diese *Arkanisierung* politischer Entscheidungen – die Verlagerung hinter die Kulissen – wird ergänzt durch jene *demokratische Folklore*, die auf nationaler und regionaler Ebene zelebriert wird, die aber für die politischen Entscheidungen nicht weiter störend ist.

„Mäßigung der Demokratie“ hieße: Die Bürger und Bürgerinnen merken nicht mehr so recht, was passiert. Demokratie, so weiß es die politiktheoretische Tradition, funktioniert gut, wenn Funktionsfähigkeit und Legitimität gewahrt sind; aber auch ein passendes Maß an „Apathie“ ist vonnöten. Das europäische „Demokratieproblem“ wäre dieser Überlegung zufolge gar kein Problem, sondern eine politische Anpassungsleistung, die dazu beitragen kann,

Handlungsfähigkeit unter den Bedingungen geringen Wirtschaftswachstums zu gewährleisten.
Geringeres Wachstum erfordert jedenfalls mehr Wähler-Apathie.

Das Spiel der Erkenntnisse.

Bedürfnisse und Erwartungen hängen von Erfahrungen ab. Die reichen Länder dieser Welt, insbesondere auch die europäischen Länder, haben ein halbes Jahrhundert hinter sich gebracht, welches in der Geschichte der Menschheit einmalig war. Es hat nach all den schrecklichen Geschehnissen in der ersten Hälfte des „Jahrhunderts der Extreme“ (Hobsbawm 1995) einen raschen Wiederaufstieg gegeben, der nicht nur eine stabile demokratische Ordnung gesichert hat, sondern vor allem eine Vervielfachung der Einkommen und des Lebensstandards mit sich gebracht hat. Es war ein unglaubliches „europäisches Fenster“ – ein Fenster deshalb, weil sich dieses halbe Jahrhundert nicht annähernd wiederholen lassen wird. Dennoch sind nach diesen Jahrzehnten die Menschen an eine Situation gewöhnt, die für sie die „Normalität“ des Lebens dargestellt hat: starkes Wachstum und Einkommenssteigerung. Es herrscht eine „Fortsetzungsvermutung“ (Schulze 2004, S. 18), und sie ist deskriptiver und normativer Art. In *deskriptiver* Hinsicht glauben die Individuen, dass die Welt weiterhin so läuft, wie sie sie bisher kennen gelernt haben. Alles wächst, alles verbessert sich. Die Fernsehschirme werden größer, die Kanäle zahlreicher, die Autos komfortabler, die Zahnkronen haltbarer, die Cafés vermehren sich, die Urlaube gehen über größere Distanzen, die Speisen werden exotischer, die Filme actionreicher. In *normativer* Hinsicht glauben die Menschen, auf das und mehr ein Recht zu haben; und sie fordern von der Politik einzulösen, was sie immer versprochen hat: die ständige Bereicherung und Verbesserung des Lebens in allen seinen Dimensionen. Die Standards, unterhalb derer man sich „deprivilegiert“ oder „depriviert“ vorkommt, wachsen deshalb rasch an. Auch wenn alle (im Querschnitt und im Längsschnitt der Geschichte) im Luxus leben, fühlen sie sich unbehaglich, unterschätzt, eingeengt, arm, bedrängt.

Es ist ein Unbehagen, das die Politik nicht beseitigen kann. Denn die politischen Spielräume sind gering, und sie werden noch kleiner, wenn das Wachstum schwächelt (Zinn 1980). *Optimisten* verkünden, dass alles in bester Ordnung sei, und im Hinblick auf ein System, welches nicht (oder zumindest immer weniger) auf ökonomischen Tatsachen, sondern auf optimistischen, ja, euphorischen Erwartungshaltungen beruht (etwa durch die Ablösung der Finanzökonomie von der realwirtschaftlichen Entwicklung), haben sie nicht einmal Unrecht. *Pessimisten* verkünden, dass nichts in Ordnung sei und es letztlich einen Wettlauf von Katastrophen und Erkenntnissen gebe (Daly 1999). Die Menschen werden in einem Wachstumssystem nicht durch vernünftige Argumente, sondern nur durch Katastrophen auf die Wirklichkeit verwiesen. Die Hoffnung ist, dass es eine Reihe von „kleinen“ Katastrophen ist, die ausreichen, um zeitgerecht eine Bewusstseinsänderung herbeizuführen; die Sorge ist, dass erst irreversible und tiefgreifende Katastrophen eine solche Erkenntnis bewirken, dann, wenn es zu spät ist. Wenn die Vorbereitungen für eine „sanfte Landung“ nicht getroffen sind, wird man Handlungsalternativen auf die „harte Tour“ lernen müssen.

Schlussbemerkungen.

Wir gelangen zu den folgenden Schlussfolgerungen.

(1) Die Wachstumsökonomie gründet auf einer *Mentalität* (der Nichthinnahme, der Dynamik, der Erwartung, des Fortschritts), die über Jahrhunderte im Abendland aufgebaut worden ist; sie kann also nicht einfach ersetzt oder verändert werden. Wachstum ist nicht ein beliebiger Fetisch, sondern jahrhundertelange kulturelle Erbschaft.

KATASTROPHALER WIRKLICHKEITSSINN

Die Menschen werden in einem Wachstumssystem nicht durch vernünftige Argumente, sondern nur durch Katastrophen auf die Wirklichkeit verwiesen

(2) Selbst wenn es gelänge, die „Fetisch Wachstum“-Mentalität „umzubauen“, würde man an der *institutionellen Logik* von Wettbewerb, Markt und Unternehmertum scheitern; denn es ist nun einmal eine Logik der Überbietung, der Innovation, der Steigerung. Eine Alternative dazu (etwa in der Logik des gescheiterten planwirtschaftlichen Musters) ist nicht in Sicht.

(3) Selbst wenn es eine politische Vision gäbe, diese Institutionen (im Einklang mit Ideen der Nachhaltigkeit) „umzubauen“, würde sie an der *Nichtrealisierbarkeit* dieses Umbaus scheitern; denn eine (marktkonforme) Steuerung des Wirtschaftsprozesses nach den Kriterien der Nachhaltigkeit würde Fähigkeiten erfordern, im Vergleich zu denen die Steuerung einer Planwirtschaft ein Kinderspiel wäre (und selbst die Letztere ist an Informations- und Motivationsdefiziten gescheitert).

(4) Selbst wenn es gelänge, einen derartigen politisch-institutionellen Umbau in fortgeschrittenen europäischen Ländern zu bewerkstelligen, müsste in Rechnung gestellt werden, dass wir uns in einer globalen Ökonomie befinden, in der starke Konkurrenten (wie etwa China und Indien) auftreten. Diese Länder sind einer Wachstumsökonomie verpflichtet, und wer in diesem interdependenten System aus dem Überbietungswettbewerb ausscheidet, der ist ein Verlierer. Fraglich ist ohnehin, ob es nicht der abendländische Kapitalismus ist, der sich als erster „müde rennt“ (Sombart 1988, S. 245).

Resümee: Es gibt keine guten Gründe für die Vermutung, dass den entwickelten Ländern (und zunehmend auch den Nachzüglern) die Wachstumsökonomie nicht noch eine Weile erhalten bliebe; jedenfalls so lange, bis sie in eine Sequenz von Katastrophen taumelt, die das Problem der Grenzen – auf die eine oder die andere Weise – lösen werden.

AUTOR

MANFRED PRISCHING, Jg. 1950, Studium der Rechtswissenschaften und der Volkswirtschaftslehre in Graz; Universitätsprofessor in Graz, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, verschiedene Preise und Auslandsaufenthalte; Forschungsschwerpunkte Wirtschaftssoziologie, Ideengeschichte, sozialwissenschaftliche Theorie, Zeitdiagnose.
E-Mail: manfred.prisching@uni-graz.at

LITERATUR

- Bellebaum, Alfred / Herbers, Detlef (2007): Die sieben Todsünden. Über Laster und Tugenden in der modernen Gesellschaft. Münster (Aschendorff)
- Brentano, Lujo (1916): Die Anfänge des modernen Kapitalismus. München
- Bury, J.B. (1920): The idea of progress. An inquiry into its origin and growth. London (Macmillan)
- Carr, Karen L. (1992): The banalization of nihilism. Twentieth-century responses to meaninglessness. Albany NY (State University of New York Press)
- Crozier, Michel / Huntington, Samuel Phillips / Watanuki, Joji (1975): The crisis of democracy. Report on the governability of democracies to the Trilateral Commission. New York (New York University Press)
- Daly, Herman E. (1977): Steady-state economics. The economics of biophysical equilibrium and moral growth. San Francisco (Freeman)
- Daly, Herman E. (1999): Ecological economics and the ecology of economics. Essays in criticism. Cheltenham Glos. u.a. (Elgar)
- Falkinger, Josef (1986): Sättigung. Moralische und psychologische Grenzen des Wachstums. Tübingen (Mohr/Siebeck)
- Fritzsche, Karl Peter (1998): Die Stressgesellschaft. Vom schwierigen Umgang mit den rasanten gesellschaftlichen Veränderungen. München (Kösel)
- Gerhardt, Walter (1969): Das Schicksal liberaler Theorie im sozioökonomischen Gesellschaftsentwurf Joseph A. Schumpeters. Ein soziologisch-ideologiekritischer Versuch. Berlin (Phil. Diss.)
- Ginsberg, Morris (1953): The idea of progress. A reevaluation. London (Methuen)
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp)
- Hilferding, Rudolf (1903): Werner Sombart. Der moderne Kapitalismus. Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Jg. 12, S. 446–453
- Hobsbawm, Eric J. (1995): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München, Wien (Hanser)
- Höfle, Vittorio (1997): Moral und Politik. Grundlagen einer politischen Ethik für das 21. Jahrhundert. München (Beck)
- Jones, Eric Lionel (1991): Das Wunder Europa. Umwelt, Wirtschaft und Geopolitik in der Geschichte Europas und Asiens. Tübingen (Mohr)
- Kurz, Robert (1991): Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie. Frankfurt am Main (Eichborn)
- Landes, David S. (1999): Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich

und die anderen arm sind. Berlin (Siedler, 2. Aufl.)

Landes, David S. (2006): Why Europe and the West? Why not China? *Journal of Economic Perspectives*, Jg. 20, H. 2, S. 3–22

Lasch, Christopher (1995): Das Zeitalter des Narzißmus. Hamburg (Hoffmann und Campe)

Leipert, Christian (1981): Theoretische und wirtschaftspolitische Konsequenzen aus der Kritik an der Wachstumsgesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 25, S. 31–52

Leipold, Helmut (2007): Religiöse Faktoren der institutionellen und wirtschaftlichen Stagnation im Islam. In: Held, Martin / Kubon-Gilke, Gisela / Sturn, Richard (Hg.): *Ökonomie und Religion. Marburg (Metropolis: Jahrbuch Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik)*, S. 181–203

Meadows, Donella H. (1972): The limits to growth. A report for the Club of Rome's project on the predicament of mankind. London (Earth Island)

Mill, John Stuart (1913/21; engl. orig. 1848): Grundsätze der politischen Ökonomie. 2 Bände. Jena

Nitsche, R. (1990): Der Geiz. Annäherungen an eine gemeine Leidenschaft. Berlin

Plack, Arno (1979): Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral. Frankfurt/Main, Wien u.a. (Ullstein, ungekürzte Ausg. nach d. 12., durchges. Aufl.)

Popper, Karl R. (1970): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. 2 Bände. Tübingen (Mohr)

Prisching, Manfred (2006): Die zweidimensionale Gesellschaft. Ein Essay zur neokonsumistischen Geisteshaltung. Wiesbaden (VS Verl. für Sozialwiss.)

Rapp, Friedrich (1992): Fortschritt. Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee. Darmstadt (Wiss. Buchges.)

Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main u.a. (Campus, 2. Aufl.)

Schulze, Gerhard (2004): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? Frankfurt am Main (Fischer)

Schumpeter, Joseph Alois (1963): The theory of economic development. An inquiry into profits, capital, credit, interest, and the business cycle. 3. print. New York NY u.a.: (Oxford University Press)

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin (Berlin-Verl., 7. Aufl.)

Smith, Adam (2005): Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München (dtv, 11. Aufl.)

Sombart, Werner (1959/1931): Kapitalismus. In: Vierkandt, Alfred (Hg.): *Handwörterbuch der Soziologie*. 2. Aufl. Stuttgart: Enke, S. 258–277.

Sombart, Werner (1987): Die Genesis des kapitalistischen Geistes (1902). In: *Vom Brocke, Bernhard (Hg.): Sombarts „Moderner Kapitalismus“*. Materialien zur Kritik und Rezeption. München (dtv), S. 87–106

Sombart, Werner (1988): Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt)

Sombart, Werner (1991/1916): Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. München (dtv, unveränd. Nachdr., 3/6 Bände)

Spengler, Oswald (1995): Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München (dtv, ungekürzte Ausg., 12. Aufl.)

Swoboda, Hannes (1982): Jenseits der Wachstumsgesellschaft. Bedingungen für den „inneren Frieden“ unserer Gesellschaft. *Wirtschaft und Gesellschaft*, Jg. 8, H. 2, S. 479–492

Thurow, Lester C. (1981): Die Null-Summen-Gesellschaft. Einkommensverteilung und Möglichkeiten wirtschaftlichen Wandels. München (Vahlen)

Weber, Max (1992): Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Düsseldorf (Verl. Wirtschaft u. Finanzen, Faks.-Ausg. d. Erstdr. Tübingen, 1905)

Welsch, Wolfgang (1987): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim (VCH)

Zinn, Karl Georg (1980): Die Selbstzerstörung der Wachstumsgesellschaft. Politisches Handeln im ökonomischen System. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt)

Wachstum und Freiheit

Ist Wirtschaftswachstum die Basis für Demokratie und Liberalität?

Richard Münch

Die moderne Gesellschaft ist von Anfang an auf die wachsende Teilhabe aller Bürger an der Gesellschaft, insbesondere am erwirtschafteten Wohlstand, programmiert. Alle Typen der Wohlfahrtsdemokratie werden in der Gegenwart jedoch von global agierenden Unternehmen, von den auf Inklusion drängenden Entwicklungs-, Schwellen- und postsozialistischen Transformationsländern und von der globalen Nachhaltigkeitsbewegung unter Druck gesetzt. Gleichzeitig verliert die umfassende, umverteilende Wohlfahrtsdemokratie aufgrund des Schrumpfens der Mittelschicht und der Herauslösung einer globalen Elite sowie der Ausgrenzung einer neuen heterogenen Unterschicht aus der nationalen Solidarität ihre soziale Grundlage. Das befördert eine Bewegung in Richtung des liberalen Regimes. Umso härter stößt dementsprechend die globale Programmierung auf wirtschaftliches Wachstum mit der globalen Nachhaltigkeitsbewegung zusammen. Infolgedessen bedürfen Demokratie und Freiheit in Zukunft in besonderem Maße technologischer Innovationen, die schädliches Wachstum zu vermeiden helfen.

Die moderne westliche Gesellschaft ist politisch als freiheitliche, rechtsstaatliche und soziale Demokratie organisiert. Sie ist von Anfang an auf die Verwirklichung eines Inklusionsprogramms ausgerichtet, das auf die möglichst weitgehende Teilhabe der Bürger an der Gesellschaft zielt. Diese Teilhabe ist durch die zivilen, politischen und sozialen Rechte der Staatsbürger garantiert.

Dieses Inklusionsprogramm ist historisch in mehreren Schritten verwirklicht worden (Parsons 1971). Folgen wir T.H. Marshall (1964), dann hat England als Leitbild für diese Entwicklung gewirkt. Dort wurden schon im 17. Jahrhundert die wesentlichen zivilen Rechte freier Bürger – und für die selbstständigen männlichen Bürger auch die politischen Rechte auf Teilhabe an der Herrschaft – durchgesetzt. Die Glorreiche Revolution von 1688 und die daraus hervorgegangene Verankerung der Souveränität im gewählten Parlament ist das einschneidende Ereignis. Hundert Jahre später, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, hat die Industrielle Revolution eine historisch beispiellose Phase des wirtschaftlichen Wachstums und der damit einhergehenden Nutzung wirtschaftlicher Freiheitsrechte eingeleitet. Hier liegen die Anfänge eines Programms, das auf die Teilhabe der Bürger am wachsenden Wohlstand zielt. Adam Smith (1776/1952) hat dafür in seinem Werk über den Wohlstand der Nationen die theoretischen Grundlagen geschaffen.

Von Anfang an wurde jedoch die ungleiche Teilhabe an diesem wachsenden Wohlstand und die Exklusion als Kehrseite der Inklusion zum zentralen Konflikt zwischen dem besitzenden Bürgertum und der besitzlosen Arbeiterklasse. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch war der Kampf der Arbeiterklasse um Organisations- und Teilhaberechte prägend für die neue Klassengesellschaft (Thompson 1963). Der Erfolg dieser Kämpfe für die Arbeiterklasse bestand in der Gewährung von Rechten der kollektiven Organisation in Gewerkschaften und in der Teilhabe an der politischen Macht durch das Wahlrecht. Man kann diese Entwicklungsstufe als demokratische Revolution bezeichnen. Spätestens mit der Einführung des Frauenwahlrechts nach dem Ersten Weltkrieg war dieser Prozess an seinem Ziel angekommen. Die gewährten Organisations- und Wahlrechte und ihre Umsetzung in die von Gewerkschaften und Labour Party angeführte Arbeiterbewegung ermöglichten die wachsende Inklusion der Arbeiterklasse in den geschaffenen Wohlstand im Verlauf des 20. Jahrhunderts, und zwar in Gestalt von steigenden Lohneinkommen und Absicherungen gegen die Risiken von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität und Alter. Dazu kamen noch die progressive Besteuerung und die Bereitstellung umfassender staatlicher Dienstleistungen von der Müllabfuhr über den öffentlichen Nah- und Fernverkehr bis zu den Schulen und Hochschulen und dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Diese Entwicklungsphase im 20. Jahrhundert ist von der umfassenden Gewährung sozialer Rechte geprägt – man kann in diesem Zusammenhang von einer sozialen Revolution sprechen. Für den dänischen Soziologen Gøsta Esping-Andersen (1990) bedeutete diese soziale Revolution eine weitgehende Dekommodifizierung des Lebensstandards der Bürger, das heißt dessen Entkopplung vom individuellen Markterfolg. Eine weitere Entwicklungsstufe stellt die vollständige Einbeziehung der Bevölkerung in die Sekundarbildung sowie eines Anteils von bis zu 60 Prozent in die Hochschulbildung dar, die als Bildungsrevolution bezeichnet werden kann.

Alle genannten Revolutionen bedeuteten umwälzende Schritte der immer umfassenderen Teilhabe immer größerer Teile der Bevölkerung an der Gesellschaft und damit vor allem am erwirtschafteten Wohlstand. Das Ergebnis war die Herausbildung einer Wohlfahrtsdemokratie, in der das unablässige wirtschaftliche Wachstum und die Demokratie so eng miteinander verkoppelt

GROWTH AND FREEDOM. IS ECONOMIC GROWTH THE FOUNDATION OF DEMOCRACY AND LIBERALITY?

From its very beginning, modern society has been programmed for the growing participation of all citizens in society, particularly in the wealth produced. All types of welfare democracy have now come under pressure for change from three sides: from the globally acting corporations; from the developing, newly industrialized and post-socialist transformation countries striving for inclusion; and from the global movement for sustainability. At the same time, the comprehensive redistributing welfare democracy is losing its social basis. This is because the middle class is shrinking while a global elite is emerging and a new heterogeneous underclass is being excluded from national solidarity. This development promotes a movement toward a liberal regime. Accordingly, the global programming towards economic growth clashes all the more fiercely with the movement for sustainability. Therefore, democracy and freedom sorely need technological innovations that help to avoid harmful growth.

Keywords: Welfare democracy, economic growth, sustainability, freedom, technological innovations

wurden, dass es schwer geworden ist, sich eine Demokratie ohne Wirtschaftswachstum überhaupt vorzustellen. Die Teilhabe an der Gesellschaft und an ihrem erwirtschafteten Wohlstand ist das Credo der Wohlfahrtsdemokratie. Die Ausübung demokratischer Rechte zielt dementsprechend legitimerweise bis heute auf die Erweiterung von Chancen auf Teilhabe. Man kann die Inklusion der gesamten Bevölkerung in die Sekundarbildung, von immer größeren Teilen der Bevölkerung in die Hochschulbildung und wiederum der gesamten Bevölkerung in lebenslanges Lernen als letzte Entwicklungsstufe der Erweiterung von Teilhaberechten im Rahmen der nationalen Wohlfahrtsdemokratie betrachten.

Wachstum und Umverteilung in drei Typen der Wohlfahrtsdemokratie.

Umfang und Art der Dekommodifizierung des Lebensstandards ist jedoch nicht in allen Wohlfahrtsdemokratien gleich verwirklicht worden. Im Anschluss an Esping-Andersen lassen sich drei Idealtypen des von ihm sogenannten Wohlfahrtskapitalismus unterscheiden. Es handelt sich (1) um den liberalen Typus, der mehr als die beiden anderen auf den Markt als Inklusionsmedium setzt, (2) um den auf die Familie rekurrierenden konservativen Typus und (3) den auf den Staat gestützten sozialdemokratischen Typus. Neben dem jeweiligen Vorrang eines Inklusionsmediums unterscheiden sich diese drei Typen im Grad der Dekommodifizierung, der vom liberalen über den konservativen zum sozialdemokratischen Typus zunimmt. Wegen der engen Verflechtung von Wohlfahrtsproduktion und Demokratie können wir statt von Wohlfahrtskapitalismus zumindest mit gleicher, wenn nicht gar größerer Berechtigung auch von drei Idealtypen der Wohlfahrtsdemokratie sprechen.

Für unsere Fragestellung des Verhältnisses zwischen wirtschaftlichem Wachstum und Demokratie ist bedeutsam, dass sich mit den drei Typen der Wohlfahrtsdemokratie auch drei unterschiedliche Wachstumsregime verbinden. Der liberale Typus will die Inklusion der Bürger in den erwirtschafteten Wohlstand insbesondere durch die Förderung des Wachstums über die von Restriktionen weitgehend befreiten Marktkräfte erreichen. Um genügend Leistungsanreize zu setzen, sollen die einzelnen Bürger die Früchte ihres Markterfolgs weitgehend selbst für sich ernten und nur wenig Steuern an den Staat abführen. Dem Credo der gleichen Teilhabe am erwirtschafteten Wohlstand kann deshalb nicht durch Umverteilung und „nachmarktliche“ Resultatgleichheit, sondern nur durch „vormarktliche“ Chancengleichheit entsprochen werden. Alle Anstrengungen richten sich deshalb auf die Gewährung eines breiten Zugangs zur höheren Bildung bis zu den Hochschulen. Wo vorhandenes Einkommen nicht ausreicht, um die Teilhabe am Wohlstand zu ermöglichen, helfen großzügige Kredite nach, auch solche, die letztlich platzen, so massenhaft geschehen bei der amerikanischen Immobilienkrise, die das globale Finanzsystem an den Rand des Zusammenbruchs geführt hat. Das liberale Inklusionsprogramm kombiniert demnach hohe Wachstumsziele mit geringer Umverteilung.

Der konservative Typus baut auf die Inklusionskräfte der Familie und fördert insbesondere den männlichen Haupternährer, zum Beispiel in Gestalt von Ehegattensplitting bei der Einkommenssteuer, günstiger Familienmitversicherung, Witwenrente, Familienzuschlägen auf das Lohn Einkommen und Kindergeld. Die damit verbundene niedrigere Frauenerwerbsquote entlastet den Arbeitsmarkt. Die soziale Sicherung bei Lohnausfall ist auf Stuserhalt ausgerichtet, indem sich die entsprechenden Ausfallzahlungen am zuvor erzielten Lohneinkommen orientieren. Indem das konservative Inklusionsmodell der Familie und dem Stuserhalt vertraut, werden die Marktkräfte weniger mobilisiert als im liberalen Typus. Es beinhaltet demgemäß eine Kombination von nur mäßigem Wachstum mit einer Umverteilung des erwirtschafteten Wohlstands in die Familien hinein, und zwar gemäß des vom Haupternährer erreichten Status.

INKLUSIONSPROGRAMME

Das liberale Inklusionsprogramm kombiniert hohe Wachstumsziele mit geringer Umverteilung. Der konservative Typus baut auf die Inklusionskräfte der Familie und fördert insbesondere den männlichen Haupternährer

Der sozialdemokratische Typus sieht den Staat in der Hauptverantwortung für die Inklusion der Staatsbürger in den erwirtschafteten Wohlstand. Das heißt zunächst, dass auch bei geringeren wirtschaftlichen Wachstumsraten die Inklusion der gesamten Bevölkerung in den Wohlstand gewährleistet ist. Die Staatsbürger sind zu größerer Solidarität und entsprechender Umverteilung bereit. Weil das sozialdemokratische Programm aber ein hohes Maß von staatlichen Dienstleistungen beinhaltet, bedarf es trotzdem erheblicher Wachstumsraten, um das dafür erforderliche Steueraufkommen zu generieren. Dazu gehört auch eine hohe Beschäftigungsquote beider Geschlechter. Die Anstrengungen des Staates richten sich auf die Erhaltung der hohen Beschäftigungsquote von Männern und Frauen, einerseits durch hohe Investitionen in Bildung, Weiterbildung und Umschulung, andererseits durch die Entlastung der Familie durch staatliche Dienstleistungen von der Kinderkrippe bis zur Altenpflege.

Die Wohlfahrtsdemokratien sind also nicht in gleichem Maße auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichtet. Am meisten gilt das für den liberalen Typus, auf mittlerem Niveau für den sozialdemokratischen, auf niedrigerem Niveau für den konservativen. Die sozialdemokratisch geprägte Wohlfahrtsdemokratie ist in ihrer stärksten Ausprägung in Schweden entstanden und findet sich in jeweils eigener Form auch in den anderen skandinavischen Ländern. Die historische Grundlage dafür bildete in Schweden zunächst die Koalition der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft, später mit der Mittelklasse. Dadurch wurde die Wohlfahrtsdemokratie eine Sache der ganzen Gesellschaft mit Einrichtungen zum Nutzen der gesamten Bevölkerung, auch ihrer besser gestellten Teile. Richard Titmuss (1958) hat dafür den Begriff des institutionellen Wohlfahrtsstaates geprägt, den er vom residualen Wohlfahrtsstaat des liberalen Typus unterschieden hat. Der residuale Wohlfahrtsstaat beschränkt sich auf die Unterstützung im Notfall im Umfang der Bedürftigkeit. Weil er nur für die Ärmsten und Schwächsten gedacht ist, wird er von den besser gestellten Schichten auch nur in der Beschränkung auf das Notwendigste unterstützt. Es gibt keine breite, schichtenübergreifende Koalition zur Unterhaltung eines umfassenden Wohlfahrtssystems. Das ist in der konservativen Wohlfahrtsdemokratie wiederum anders. Der konservative Typus wird wie der sozialdemokratische von einer breiteren Basis getragen, weil seine Fokussierung auf die Familie von allen Schichten der Gesellschaft genutzt wird.

WACHSTUMS-FOKUS

Die Wohlfahrtsdemokratien sind nicht in gleichem Maße auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichtet. Am meisten gilt das für den liberalen Typus, auf mittlerem Niveau für den sozialdemokratischen, auf niedrigerem Niveau für den konservativen

Die nationale Wohlfahrtsdemokratie unter globalem Veränderungsdruck.

Mit der letzten Phase der Bildungsexpansion ist das Inklusionsprogramm der nationalen Wohlfahrtsdemokratie in einen Zustand der Erschöpfung geraten. Die alten Probleme der Inklusion sind weitgehend gelöst, zugleich schieben sich neue, globale Probleme in den Vordergrund, die das nationale Inklusionsprogramm sogar in Frage stellen. Die nationale Wohlfahrtsdemokratie wird von drei Seiten unter Druck gesetzt: von der Seite der global agierenden Unternehmen, von der Seite der auf globale Inklusion drängenden Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländer und von der Seite der auf Nachhaltigkeit zielenden globalen Ökologiebewegung (Münch 2009).

Der Abbau von Handelsbarrieren, regional im Rahmen des Europäischen Binnenmarktes, global im Rahmen der Welthandelsorganisation, hat einerseits den Handlungsspielraum für Unternehmen erweitert, andererseits aber auch den Wettbewerb verschärft, sodass Kapital viel freier dort investiert werden kann und muss, wo es die größtmögliche Rendite verspricht, wo es etwa mit geringeren Arbeitskosten und der Erschließung neuer Absatzmärkte verbunden ist. Unternehmen drängen deshalb aus der Fesselung durch die nationale Sozialpartnerschaft heraus und sehen sich als globale Akteure, auch als Akteure, die nationale Verpflichtungen im Horizont globaler Verantwortung relativieren. Ihre Sozialpartnerschaft mit den Gewerkschaften auf der nationalen

Ebene wird durch ihren Dialog mit global agierenden humanitären und ökologischen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) auf der globalen Ebene überlagert. Im Rahmen von Corporate Social Responsibility (CSR) können sie der weltweiten Durchsetzung von Minimalstandards der Arbeitnehmerrechte und der ökologischen Nachhaltigkeit den Vorrang vor der Erhaltung teurer Arbeitsplätze an den Heimatstandorten geben (Hiß 2006).

Die nationale Wohlfahrtsdemokratie der Industrieländer hat lange Zeit die Entwicklungsländer von ihrem Reichtum ausgeschlossen. Erst das starke wirtschaftliche Wachstum der Schwellenländer hat begonnen, etwas an dieser Ungleichheit zwischen reichem Zentrum und armer Peripherie zu ändern. Inzwischen wird das moderne Inklusionsprogramm am globalen Maßstab neu interpretiert. Entwicklungs-, Schwellen- und seit dem Ende der Ost-West-Teilung der Welt die postsozialistischen Transformationsländer befinden sich in einer beispiellosen, fast atemberaubenden wirtschaftlichen Aufholjagd mit hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten. Die Teilhabe am erwirtschafteten Wohlstand gilt jetzt als verbindliches Ziel für die gesamte Weltbevölkerung. Damit einhergegangen sind auch Fortschritte der Demokratisierung und der globalen Durchsetzung von Menschen- und Bürgerrechten. Global agierende NGOs spielen dabei eine bedeutende Monitoringrolle (Risse/Ropp/Sikkink 1999). Die Entwicklung einer breiteren Mittelschicht wirkt als Stabilisierungsfaktor für die noch jungen Demokratien oder für Schritte der Demokratisierung autoritärer Regime und die Durchsetzung von Menschen- und Bürgerrechten. Damit ist die Demokratie erneut ein Bündnis mit der Wachstumsdynamik des Kapitalismus eingegangen, nur eben im globalen Maßstab. Weitere Fortschritte der weltweiten Verwirklichung von Demokratie sind auf die Wachstumskräfte globaler Märkte angewiesen.

Dieser neue Schub für das Bündnis zwischen Demokratie und Wirtschaftswachstum stößt allerdings auf eine dritte Bewegung, die dieses Bündnis und das globalisierte Inklusionsprogramm in Frage stellt: auf die Ökologie-Bewegung, die auf die ökologischen Risiken des ungebremsten Wachstums aufmerksam macht und die Nachhaltigkeit aller Entwicklung auf die globale Agenda gesetzt hat. Ausgehend vom 1972 veröffentlichten Bericht des Club of Rome über die Grenzen des Wachstums und weitergeführt durch den Brundtland-Bericht von 1987 ist die Nachhaltigkeit von Entwicklung inzwischen zu einem global verbindlichen Ziel geworden. Dabei wurde der Begriff über die ökologische Dimension hinaus auch auf die ökonomische, soziale und kulturelle Dimension ausgedehnt. Das heißt, dass die möglichen zerstörerischen Folgen des ungebremsten wirtschaftlichen Wachstums nicht nur in ökologischer, sondern auch in ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht in – wie immer dann auch definierten – vertretbaren Grenzen gehalten werden sollen. In ökologischer Hinsicht ist gegenwärtig die von den Menschen durch wirtschaftliches Wachstum verursachte Erwärmung der Erdatmosphäre Gegenstand globaler Verhandlungen. Dabei behindert das legitime Recht der gesamten Weltbevölkerung auf wirtschaftlichen Wohlstand Regulierungen, die sich negativ auf das Wirtschaftswachstum auswirken könnten. Die gesteckten Klimaschutzziele müssen sich mit wirtschaftlichem Wachstum erreichen lassen, und zwar im Einklang mit den hohen Wachstumsraten der Entwicklungs-, Schwellen und Transformationsländer, aber auch mit den schon seit langem nur mäßigen Wachstumsraten der Industrieländer.

Ein rigoroses Klimaregime würde in der Tat die Fortschritte von Freiheit und Demokratie in den Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländern gefährden und dort die ohnehin vorhandenen autoritären Regime stärken. Weniger in Gefahr wären Freiheit und Demokratie in den längst stabilen Wohlfahrtsdemokratien der Industrieländer. Allerdings erleben diese Länder unter dem Druck von den drei Seiten der global agierenden Unternehmen, der Inklusionsansprüche der Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländer und der globalen Bewegung für Nachhaltigkeit Verteilungskonflikte, die man für längst überwunden gehalten hat. Während

RECHT AUF WOHLSTAND

Das legitime Recht der gesamten Weltbevölkerung auf wirtschaftlichen Wohlstand behindert Regulierungen, die sich negativ auf das Wirtschaftswachstum auswirken könnten. Die gesteckten Klimaschutzziele müssen sich mit wirtschaftlichem Wachstum erreichen lassen

die globale wirtschaftliche Aufholjagd den Abstand der erfolgreich wachsenden Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländer zu den Industrieländern verringert und dadurch die Ungleichheit zwischen den Nationen abnimmt, wächst die Ungleichheit innerhalb der Nationen unverkennbar. Man kann diese Entwicklung seit etwa 25 Jahren beobachten (World Bank 2002, Firebaugh 2003). Mit einiger Verzögerung ist sie auch in den Wohlfahrtsdemokratien angekommen. Zu beobachten ist eine größere Einkommensspreizung und die Ablösung der von Helmut Schelsky (1965) identifizierten nivellierten Mittelstandsgesellschaft durch eine neue Klassengesellschaft. Für Deutschland hat eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW 2008) ein Schrumpfen der Mittelschicht seit den 1980er-Jahren um etwa 10 Prozent festgestellt. Aus der für drei Jahrzehnte nahezu allumfassenden Mittelschicht hat sich nach oben eine um etwa vier Prozent auf 20,5 Prozent gewachsene, jetzt global denkende und handelnde Elite verabschiedet. Nach unten wurde eine ebenso um etwa fünf Prozent auf 11,4 Prozent vergrößerte, durch Migration heterogenisierte und deshalb nicht organisationsfähige Unterschicht aus der Verbindung mit der gesellschaftlichen Mitte herausgedrängt.

Die schärfere Akzentuierung der Klassenstruktur geht einher mit abnehmender vertikaler Mobilität und dementsprechend zunehmender Reproduktion der Klassenzugehörigkeit. An der Spitze der Gesellschaft bilden die Manager und die technische Intelligenz die global vernetzte und zur Nation distanzierte herrschende Elite, die grün-alternativ eingestellten, hoch gebildeten Bürger (Professoren, Lehrer, Pastoren, Studenten) die ebenso global orientierte nicht-herrschende Elite. Die geschrumpfte Mittelschicht repräsentiert den verunsicherten Kern der alten Wohlfahrtsdemokratie. Die heterogene Unterschicht fällt aus der alten Wohlfahrtskoalition heraus und bildet ein gewachsenes Potential für Rebellion, Protest und Delinquenz (Frerichs/Münch/Sander 2008). Diese neue Klassenstruktur äußert sich im politischen System in der gewachsenen Fragmentierung des Parteiensystems. Die alten Volksparteien sind geschrumpft und müssen Wählerstimmen und entsprechende Macht an radikalere, spezifische Interessen vertretende Parteien abtreten. Jüngst haben das in Deutschland die Wahlen zum Hessischen Landtag beispielhaft gezeigt. Vergleicht man die Wahlen vom 25. September 1983 mit denjenigen vom 18. Jänner 2009, dann fällt auf, dass CDU und SPD 1983 zusammen noch 85,6 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen konnten (CDU 46,2, SPD 39,4), die FDP nur 7,6, die Grünen 5,9 und sonstige Parteien nur 0,8 Prozent erreichten. Bei den Wahlen 2009 war der Anteil der CDU und der SPD auf zusammen 60,9 Prozent geschrumpft (CDU 37,2, SPD 23,7), während die FDP auf spektakuläre 16,7, die Grünen auf sehr beachtliche 13,7, die Linke auf 5,4 und sonstige Parteien auf 3,6 Prozent der Stimmen kamen (Wikipedia 2009). Unter den Hochschulabsolventen hatten FDP und Grüne schon die meisten Stimmen, nämlich zusammen 48 Prozent (FDP 25, Grüne 23), während der Stimmenanteil von CDU und SPD bei dieser Wählerschicht zusammen bei nur noch 35 Prozent lag, derjenige der Linken bei 6 Prozent (Süddeutsche Zeitung 2009). Man kann in dieser übereinstimmenden Entwicklung von Klassen- und Parteienstruktur eine schrumpfende Unterstützung der alten Wohlfahrtskoalition erkennen. Die gewachsene Spitze bewegen die neuen globalen Probleme, die geschrumpfte Mitte kämpft nur noch um ihren eigenen Status, die neue heterogene Unterschicht ist aus der Wohlfahrtskoalition entlassen.

Warum Demokratie und Freiheit unschädliches Wachstum benötigen.

Die beschriebene Entwicklung entzieht sowohl der konservativen als auch der sozialdemokratischen Wohlfahrtsdemokratie die soziale Grundlage. Der Spielraum für Solidarität und Umverteilung wird enger. Da aber die Leitlinie des Inklusionsprogramms nach wie vor gültig ist, müssen Inklusionsbedürfnisse im Sinne der liberalen Wohlfahrtsdemokratie mehr durch

ENGE SPIELRÄUME

Der Spielraum für Solidarität und Umverteilung wird enger. Inklusionsbedürfnisse im Sinne der liberalen Wohlfahrtsdemokratie müssen mehr durch Wachstum als durch Umverteilung befriedigt werden. Umso härter trifft diese Programmatik auf die globale Agenda der Nachhaltigkeit

Wachstum als durch Umverteilung befriedigt werden. Umso härter trifft diese Programmatik auf die globale Agenda der Nachhaltigkeit. Zu beobachten ist die Härte dieses Konflikts an der bremsenden Haltung der USA in den globalen Verhandlungen zu einem nachhaltigen Klimaregime. Globale Nachhaltigkeit und nationale Wohlfahrtsdemokratie werden deshalb auf absehbare Zeit in einen noch schärferen Konflikt geraten, als dies bisher schon der Fall ist. Schritte auf dem Weg zu globaler Nachhaltigkeit werden in den Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländern autoritäre Regime stärken und ihre Demokratisierung behindern. In den Industrieländern werden sie die längst stabilen Demokratien nicht in ihrer Existenz gefährden. Sie werden aber die ohnehin vorhandenen Tendenzen zu größerer Ungleichheit, zur Akzentuierung einer neuen Klassenstruktur, zur Fragmentierung des Parteiensystems und zur Verschärfung der politischen Konflikte verstärken. Um Demokratie und Liberalität weltweit zu stärken, ist demnach wirtschaftliches Wachstum notwendig. Umso drängender sind technische Innovationen, die nachhaltiges Wachstum ermöglichen und die Folgeschäden des Wachstums in engeren Grenzen halten, als dies bisher der Fall war. Eine Abkehr vom globalen Inklusionsprogramm ist innerhalb der Moderne nicht denkbar, nicht legitimierbar und nicht durchsetzbar. Sie kann nur als utopisches Gegenmodell zur Intensivierung der Suche nach Wegen des unschädlichen Wachstums beitragen.

AUTOR

RICHARD MÜNCH, Jg. 1945, Studium der Soziologie, Philosophie und Psychologie in Heidelberg. Professor für Soziologie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Schwerpunkte Gesellschaftstheorie und Komparative Makrosoziologie.
E-Mail: richard.muench@uni-bamberg.de

LITERATUR

- DIW**, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (2008): Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen? In: DIW Wochenbericht, 75. Jg., 10/2008, S. 101–108. <http://www.diw.de/documents/publikationen/73/79586/08-10-1.pdf>
- Esping-Andersen, G. (1990)**: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge (Polity Press)
- Firebaugh, G. (2003)**: *The New Geography of Global Income Inequality*. Cambridge, Mass. (Harvard University Press)
- Frerichs, S., Münch, R. und Sander, M. (2008)**: Anomic Crime in Post-Welfarist Societies: Cult of the Individual, Integration Patterns and Delinquency. In: *International Journal of Conflict and Violence* 2 (2), pp. 267–287
- Hiß, St. (2006)**: *Warum übernehmen Unternehmen soziale Verantwortung?* Frankfurt, New York (Campus)
- Marshall, T.H. (1964/1976)**: *Class, Citizenship, and Social development*. Westport, CT. (Greenwood Press)
- Münch, R. (2009)**: *Das Regime des liberalen Kapitalismus. Inklusion und Exklusion im neuen Wohlfahrtsstaat*. Frankfurt, New York (Campus)
- Parsons, T. (1971)**: *Das System moderner Gesellschaften*. München (Juventa)
- Risse, T., Ropp, St. C. und Sikink, K. (Hg.) (1999)**: *The Power of Human Rights. International Norms and Domestic Change*. Cambridge (Cambridge University Press)
- Schelsky, H. (1965)**: *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*. Düsseldorf, Köln (Diederichs)
- Smith, A. (1776/1952)**: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. Chicago (University of Chicago Great Books)
- Süddeutsche Zeitung (2009)**: Liberale sacken wieder ab. In: *Süddeutsche Zeitung* 65, Nr. 37, 14./15. Februar 2009, S. 6
- Thompson, E.P. (1963)**: *The Making of the English Working Class*. Harmondsworth (Penguin Books)
- Titmuss, R. (1958)**: *Essays on the Welfare State*. London (Allen and Unwin)
- Wikipedia (2009)**: Ergebnisse der Landtagswahlen in Hessen. http://de.wikipedia.org/wiki/Ergebnisse_der_Landtagswahlen_in_Hessen (19.1.2009)
- World Bank (2002)**: *Globalization, Growth and Poverty*. New York (Oxford University Press)

Demokratie, Verteilung und Wachstum aus ökonomischer Sicht

Erich Gundlach

Reiche Länder sind in der Regel demokratischer als arme Länder. Diese empirische Faustregel gilt sowohl in historischer als auch in globaler Perspektive. Unsere Vorfahren wären mit Sicherheit mehr als erstaunt, wenn sie sehen könnten, was sich seit dem Beginn der Industriellen Revolution hinsichtlich des durchschnittlichen materiellen Lebensstandards (sprich Lebenserwartung) und der politischen Rechte getan hat. So wie unsere Vorfahren im Vergleich zu uns arm waren, leben heute die Menschen in vielen armen Ländern in dem Bewusstsein, noch weit von dem materiellen Lebensstandard und den politischen Rechten entfernt zu sein, wie sie für die westlichen Industrieländer die Regel sind.

Die statistischen Belege für einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher und politischer Entwicklung liegen also auf dem Tisch. Weniger eindeutig sind jedoch die kausalen Kräfte dieser Beziehung. Richard Münch vertritt in seinem Beitrag in diesem Heft die sogenannte Modernisierungshypothese, nach der die Entwicklung von politischen Rechten bis hin zu verschiedenen Ausprägungen der Wohlfahrtsdemokratie eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung sei. Wenn diese Hypothese richtig ist, könnte eine Verlangsamung des Wirtschaftswachstums in der Tat zu wenig erfreulichen Konsequenzen führen, nämlich zu einer Gefährdung junger Demokratien in Schwellenländern und zu einer Gefährdung des Sozialstaats in den etablierten Demokratien der Industrieländer.

Die von der Modernisierungshypothese unterstellte kausale Wirkung der wirtschaftlichen auf die politische Entwicklung ist allerdings nicht so einfach zu belegen. In der entwicklungstheoretischen Literatur wird beispielsweise gern darauf verwiesen, dass demokratische Strukturen nicht als *Folge*, sondern ganz im Gegenteil als die *Ursache* für eine positive wirtschaftliche Entwicklung betrachtet werden sollten. Aus Gründen der politischen Korrektheit würde man es vermutlich auch lieber so

sehen wollen, dass der wünschenswerte politische Zustand mit wirtschaftlicher Entwicklung belohnt wird. Für den als Faustregel formulierten Zusammenhang zwischen Wohlstand und Demokratie ist es allerdings unerheblich, ob die Demokratie für Wohlstand sorgt oder umgekehrt. Der statistische Zusammenhang zwischen Wohlstand und Demokratie ist problemlos mit beiden Hypothesen vereinbar, die Richtung die Kausalität erschließt sich daraus noch nicht.

In der aktuellen wirtschaftswissenschaftlichen Literatur wurde jüngst sogar die These aufgestellt, dass es überhaupt keine Kausalität zwischen wirtschaftlicher und demokratischer Entwicklung gäbe. Der beobachtete Zusammenhang könnte ja beispielsweise auch dadurch zustande kommen, dass sowohl die wirtschaftliche als auch die politische Entwicklung langfristig gesehen von den in einer Gesellschaft herrschenden politischen Machtstrukturen bestimmt werden. Ohne eine Änderung dieser fundamentalen institutionellen Rahmenbedingungen durch Revolutionen oder Kriege wäre es dann gar nicht möglich, ein Land aus der Armut- und Diktaturfalle zu befreien. Der Einklang von Wohlstand und Demokratie wäre somit als statistische Illusion entlarvt und mit dem vielzitierten Zusammenhang zwischen der Anzahl der Störche und der Anzahl der Geburten zu vergleichen.

Mir scheint die Modernisierungshypothese allerdings nach wie vor großes Gewicht zu haben, auch wenn sie entwicklungspolitisch nicht korrekt sein mag und bei den Ökonomen derzeit nicht so hoch im Kurs steht. Wie es um die empirische Relevanz der alternativen Hypothesen bestellt ist, wird sich mittelfristig an zwei Beispielen zeigen. Wenn es bei der Modernisierungshypothese bleibt, kann man optimistisch sein mit Blick auf die Entwicklung demokratischer Rechte in China, aber man wird pessimistisch sein müssen mit Blick auf Afghanistan und Irak. Wie pessimistisch man darüber hinaus mit Blick auf die aktuellen internen Verteilungskonflikte sein sollte, ist die nächste Frage.

FAUSTREGEL

Für den als Faustregel formulierten Zusammenhang zwischen Wohlstand und Demokratie ist es allerdings unerheblich, ob die Demokratie für Wohlstand sorgt oder umgekehrt

Richard Münch argumentiert in seinem Beitrag, dass das Zusammenspiel eines liberalisierten Welthandels mit dem zunehmenden Wettbewerbsdruck aus Entwicklungs- und Schwellenländern sowie den ökologischen Risiken eines ungebremsten Wachstums in der Summe zu einer Gefahr für den Wohlfahrtsstaat werden kann. Seine Forderung, intensiver nach Wegen für ein „unschädliches“ Wachstum zu suchen, ist unmittelbar einleuchtend, die gewählte Formel scheint mir aber am Kern des Problems vorbei zu gehen. Sie besagt nämlich indirekt, dass die Verteilungsprobleme des Wohlfahrtsstaates mit einer anderen – nämlich „unschädlichen“ – Form von Wirtschaftswachstum zu lösen seien.

Wenn man die letzten 200 Jahre unter dem Blickwinkel des Konflikts zwischen dem besitzenden Bürgertum und der besitzlosen Arbeiterklasse und die aktuelle Entwicklung als neue Klassegesellschaft sehen will, dann kann man in der Tat vermuten, dass die wirtschaftliche Teilhabe breiter Bevölkerungskreise auf dem Spiel stehen könnte, wenn sich das Wirtschaftswachstum verlangsamt. Ökonomen sehen die Zusammenhänge zwischen dem Wirtschaftswachstum und der Einkommensverteilung aber etwas nüchterner.

Für Länder mit statistischen Daten für lange Zeiträume, also beispielsweise für Länder ohne politische Revolutionen und ohne Währungsreformen wie die Vereinigten Staaten oder das Vereinigte Königreich, lässt sich feststellen, dass sich die Anteile des Lohneinkommens und des Kapitaleinkommens am Sozialprodukt trotz einer Vervielfachung des materiellen Lebensstandards kaum verändert haben und ganz bestimmt keinen Trend aufweisen. Die sogenannte Lohnquote beträgt rund zwei Drittel des Sozialprodukts und die Kapitalquote beträgt rund ein Drittel. Diese Hausnummern scheinen repräsentativ für viele andere Länder zu sein, und zwar unabhängig von ihrem Entwicklungsniveau. Über die offensichtliche Konstanz der Verteilungsquoten kann man sich heute ebenso wundern, wie das schon John Maynard Keynes in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts getan hat, aber ignorieren sollte man sie nicht. Von daher sehe ich nicht, dass ein langsames Wirtschaftswachstum zu einer grundsätzlich anderen volkswirtschaftlichen Verteilung der Arbeits- und Kapitaleinkommen führen würde.

Bei der Verteilungsdebatte geht es also nicht um den klassischen Konflikt zwischen Arbeit und Kapital, sondern um Verschiebungen der Einkommensrelationen innerhalb des Faktors Arbeit. Wenig qualifizierte Arbeitskräfte gehören derzeit unzweifelhaft zu den Verlierern, Hochqualifizierte zu den Gewinnern. Aber würde sich daran wirklich etwas ändern, wenn wir weniger Handelsliberalisierung, weniger Wettbewerbsdruck aus Entwicklungs- und Schwellenländern und weniger Umweltauflagen hätten? Bis zu 80 Prozent der Beschäftigten in den Industrieländern arbeiten im Dienstleistungssektor und sind somit von den genannten Faktoren gar nicht direkt betroffen. Mir scheint, dass der wesentliche Faktor für die Einkommensspreizung gar nicht genannt wurde: der technische Fortschritt.

Nun ist der technische Fortschritt keineswegs ein neues Phänomen. Auch in der Vergangenheit ist in der Regel mit jeder neuen Generation von Maschinen der Arbeitseinsatz pro Maschine gesunken. Genau diese stetigen Produktivitätsgewinne in der Industrie waren der Grund dafür, weshalb die Arbeitseinkommen bei konstanter oder sogar sinkender Arbeitszeit kontinuierlich steigen konnten, und zwar ohne dass es zu einer systematischen Spreizung der Arbeitseinkommen gekommen wäre. So paradox es klingen mag, aber ohne den arbeitssparenden technischen Fortschritt der Vergangenheit hätte es niemals zu der breiten gesellschaftlichen Teilhabe am Wohlstand kommen können, die jetzt in Gefahr zu geraten scheint. Mit der Computer-Revolution scheinen sich diese Spielregeln drastisch zu verändern.

Nach einem sehr anschaulichen Bild des US-Ökonomen Edward Leamer kann man sich fragen, ob die Computer-Technologie eher wie ein Gabelstapler oder eher wie ein Mikrofon wirkt. Ein Gabelstapler kann harte körperliche Arbeit ersetzen, er nivelliert also die Einkommen zwischen den Arbeitskräften mit unterschiedlichen physischen Fähigkeiten. Ein Mikrofon kann eine leise Stimme lauter machen, aber es kann aus einem schlechten Sänger keinen guten machen. Im übertragenen Sinne erschließt das Mikrofon dem guten Sänger einen größeren Markt (den Weltmarkt) und verstärkt somit die Einkommensunterschiede zwischen Sängern mit unterschiedlichen Fähigkeiten.

Die Computer-Technologie scheint eher wie ein Mikrofon zu wirken, denn offenbar vergrößert sie die Einkommensunterschiede zwischen Arbeitskräften mit unterschiedlichen

DEMOKRATIEPOLITIK

Die Modernisierungsthese wird derzeit heftig kritisiert, aber sie ist noch nicht falsifiziert. Aus globaler demokratiepolitischer Sicht sollte wirtschaftliches Wachstum also keineswegs als verzichtbar betrachtet werden

intellektuellen Fähigkeiten, und zwar erheblich. Das sind keine guten Nachrichten, auch nicht für Berufe, die bislang noch als hochqualifiziert gelten. Möglicherweise stehen wir vor einer Zukunft, in der es in punkto Einkommen nicht mehr unbedingt auf die Qualifikation einer Arbeitskraft, sondern auf die Standardisierbarkeit einer Tätigkeit ankommt. Dann würden nur noch wirklich innovative (nicht reproduzierbare) Tätigkeiten weit überdurchschnittlich entlohnt werden und für alle anderen Tätigkeiten blieben Einkommen in der Nähe eines durchschnittlichen internationalen Mindesteinkommens. Eine plausible Antwort auf eine solche gesellschaftliche Herausforderung habe ich bislang noch nirgendwo gesehen.

Man kann also rekapitulieren: Die Modernisierungsthese wird derzeit heftig kritisiert, aber sie ist noch nicht falsifiziert. Aus globaler demokratiepolitischer Sicht sollte wirtschaftliches Wachstum also keineswegs als verzichtbar betrachtet werden. Was mehr oder weniger hoch entwickelte (Wohlfahrts-)Demokratien und die in ihnen herrschende Verteilungsgerechtigkeit angeht, so darf Wirtschaftswachstum jedoch nicht als *Conditio sine qua non* betrachtet werden: Wie langfristige Daten zeigen, liegt die Verteilungsquote von Lohn- und Kapitaleinkommen konstant bei 2 zu 1. Das große Verteilungsproblem wird nicht wegen eines nachlassenden Wachstums entstehen, sondern scheint eher aus dem technischen Fortschritt in Form der Computerisierung aller Lebensbereiche zu erwachsen, die intellektuelle Fähigkeiten überproportional belohnt und damit die Einkommensunterschiede in der Arbeitswelt rasant vergrößert.

Dennoch, und hier stimme ich Richard Münch zu, brauchen wir weiterhin technischen Fortschritt und nachhaltiges Wachstum – nicht um unsere Verteilungsprobleme zu lösen, sondern um „schädliches“ Wachstum begrenzen zu können. Dazu ist zunächst zu sagen, dass vermutlich niemand ein originäres Interesse an einem schädlichen Wirtschaftswachstum hat – wenn es trotzdem wie im Fall der Erwärmung der Erdatmosphäre dazu kommt, handelt es sich offenkundig um ein Koordinationsproblem. Eine Antwort in der Sprache der Ökonomik ist deshalb

relativ einfach in dem Sinne, dass es sich bei den Klimaproblemen um eine Form des Staatsversagens handelt. Hier gibt es kein Erkenntnisproblem, sondern ein praktisch-politisches Umsetzungsproblem an der Schnittstelle von Staat und Markt.

Die meisten Güter und Dienstleistungen, wie etwa Brötchen und Haarschnitte, können am besten über Märkte produziert werden. Märkte benötigen allerdings zu ihrem effizienten Funktionieren staatlich garantierte institutionelle Regelungen. Darüber hinaus gibt es sogenannte öffentliche Güter wie etwa die Qualität der Umwelt oder ein öffentliches Bildungs- und Gesundheitssystem, die von Märkten nicht optimal angeboten werden können. Bei öffentlichen Gütern muss der Staat intervenieren, damit es zu einem ausreichenden Angebot oder wie im Fall der Umweltqualität nicht zu einer Übernutzung kommt.

Problematisch wird es, wenn die Kosten einer übermäßigen

Umweltverschmutzung nicht direkt vor der Haustür der Verursacher sichtbar werden, sondern sich wie im Fall der Erderwärmung rund um den Globus verteilen. Nationalstaaten können die grenzüberschreitende Umweltverschmutzung nur im Rahmen internationaler Abkommen eindämmen, haben aber keine Handhabe, wenn sich wesentliche Akteure einer Verhandlungslösung mit guten und weniger guten Argumenten entziehen. In dieser Situation auf eine Verlangsamung des Wirtschaftswachstums zu setzen, scheint mir keine gute Strategie zu sein. Das Tempo des Wirtschaftswachstums reflektiert das Tempo des technischen Fortschritts. Um die globalen Umweltprobleme in den Griff zu bekommen, werden neben zwischenstaatlichen Abkommen auch

weitere technologische Fortschritte benötigt. Das wird nicht mit weniger Wirtschaftswachstum zu erreichen sein.

VERTEILUNGSPOLITIK

Was mehr oder weniger hoch entwickelte (Wohlfahrts-) Demokratien und die in ihnen herrschende Verteilungsgerechtigkeit angeht, so darf Wirtschaftswachstum jedoch nicht als *Conditio sine qua non* betrachtet werden: Wie langfristige Daten zeigen, liegt die Verteilungsquote von Lohn- und Kapitaleinkommen konstant bei 2 zu 1

AUTOR

ERICH GUNDLACH, Jg. 1957, Studium der Volkswirtschaft und Promotion in Kiel, Habilitation an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg; Mitarbeiter am Institut für Weltwirtschaft, Kiel. Schwerpunkte Wachstum und Entwicklung, Strukturwandel, internationaler Handel. E-Mail: erich.gundlach@ifw-kiel.de; <http://www.erichgundlach.de>

Enden wollendes Glück?

Warum Wachstum in reichen Gesellschaften nicht zum Glück beiträgt und warum das eigentlich kein Problem ist

Fred Luks

„Man gewöhnt sich so rasch. Man will Geld verdienen, um glücklich zu leben, und die ganze Anstrengung, die beste Kraft eines Lebens konzentrieren sich auf den Erwerb dieses Geldes. Das Glück wird vergessen, das Mittel wird Selbstzweck.“

Albert Camus, „Mythos des Sisyphos“

Wachstum hält nicht, was es (nur scheinbar) verspricht: Mit zunehmendem Bruttoinlandsprodukt werden die Menschen nicht glücklicher. Dies wird oft beklagt, sollte aber keine Überraschung sein: Vieles, was zum Glück gehört, lässt sich nicht durch mehr wirtschaftliche Aktivität erreichen. Glück entsteht nicht allein durch die Erfüllung materieller Wünsche, sondern wesentlich durch die Offenheit für Neues. In einer endlichen Umwelt erweist sich dies als grundlegendes Problem für die Nachhaltigkeit. Das hat auch Implikationen für die Politik.

Schlüsselwörter: Wachstum, Glück, Nachhaltigkeit, Aufmerksamkeit, Großzügigkeit

Dass Geld nicht glücklich macht, weiß man seit langem. Dass mehr Geld nicht glücklicher macht, weiß man heute auch. Das Wachstum der Wirtschaft trägt, um es klar zu sagen, ab einem bestimmten Einkommensniveau nicht mehr zu einer verbesserten Lebensqualität der Menschen bei. Die Empirie dazu ist umfangreich, die Theorie ist Legion – verbunden mit Namen wie Daniel Kahneman, Richard Layard und, im deutschsprachigen Raum, Mathias Binswanger. Das jüngste Dokument in einer Reihe von mittlerweile zahllosen Texten zum Thema ist der von Tim Jackson (2009) verfasste Bericht „Prosperity without growth?“, in dem es schon im Vorwort mit aller gebotenen Deutlichkeit heißt: „Wohlstand für wenige, basierend auf ökologischer Zerstörung und fortwährender sozialer Ungerechtigkeit ist keine Grundlage für eine zivilisierte Gesellschaft“ („Prosperity for the few founded on ecological destruction and persistent social injustice is no foundation for a civilised society“). Unter den gegebenen Bedingungen sei „business as usual“ schlicht keine Option. Das ist es in der Tat nicht, und deshalb gilt es, „grund“legende Fragen aufzuwerfen und nach Antworten zu suchen – auch und besonders im Hinblick auf Themen wie Glück, Wachstum und Nachhaltigkeit.

So wie die Nachhaltigkeit eine wachsende Zahl von Expertinnen interessiert, scheint Glück immer mehr ganz „normale“ Menschen zu beschäftigen. Die Vorstellung vom Glück war immer schon da und präsent, als geradezu aufdringliche Ziel-

setzung allerdings ist sie ein vergleichsweise junges Phänomen. Da sich die Nachhaltigkeit für fast alles in der Zuständigkeit sieht, kann es nicht verwundern, dass die Nachhaltigkeitsforschung sich zunehmend mit der Glücksforschung befasst. Das passt auch deshalb gut, weil auch Glück ein einigermaßen allgemeines Konzept ist, das für viele Lebenslagen Relevanz beansprucht. Hier haben zwei Ideen zusammengefunden, die sich gut ergänzen können – das eine Konzept will das Gute auf gesellschaftlicher Ebene in die Welt bringen, das andere vor allem auf der individuellen.

Der vorliegende Beitrag versucht *keine* weitere empirische Tiefenbohrung, um das vermeintliche Rätsel zu lösen, warum Wachstum nicht „glücklicher“ macht. Stattdessen sollen im Folgenden einige Gründe dafür angeführt werden, warum das so ist – und warum es eigentlich nicht überraschen sollte. Der Text nimmt einige Thesen vorweg, die ich ausführlich in dem Buch „Endlich im Endlichen“ darlegen werde, das Ende 2009 erscheinen wird. Zunächst gilt es, einen zentralen Gedanken zum Ausdruck zu bringen: Wenn das Wirtschaftssystem, wie es der Fall zu sein scheint, immer *neue* Bedürfnisse schafft, kann Knappheit *niemals* an ihr Ende kommen – folglich kann die Bekämpfung von Knappheit kein Argument für Wirtschaftswachstum sein. Der „Prozeß permanenter Mangelproduktion“, so die Wiener Ökonomin Caroline Gerschlager (1996, S 48), hängt damit zusammen, „daß alles wirtschaftliche Tun in einem unaufhörlichen Kampf gegen vorgegebene Knappheiten besteht. Jede Produktionssteigerung ist wiederum Ausgangspunkt für eine neue Mangelerfahrung auf einer höheren Ebene der Produktion. Dieser Prozeß setzt sich fort. Solange die positive Rückkopplung von Begehren und ökonomischer Produktion nicht unterbrochen wird, zieht nämlich jedes befriedigte Bedürfnis ein anderes nach sich, und produktive Mangelbehebung ist gleichzeitig Mangelproduktion.“ Dazu komme noch die Selbstreferenzialität des Kapitals. „Beides sind *Möbiusschleifen der Ökonomie*. Sie etablieren Systeme, die von selbst zu laufen scheinen.“ Dass Wachstum durch die Schaffung neuer Bedürfnisse zu weiterem Wachstum führt, ist auch ein zentrales Argument eines der wichtigsten „wachstumskritischen“ Werke des letzten Jahrhunderts. In „The Affluent Society“ betont John Kenneth Galbraith (1971/1958, S. 147), dass die Dringlichkeit von Wünschen nicht die Dringlichkeit von Produktion begründen kann, wenn Produktion die Wünsche produziert, die sie befriedigen soll. So betrachtet, füllt Produktion nur eine Lücke, die sie selbst geschaffen hat („Production only fills a void that it has itself created“) (vgl. auch Luks 2005).

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass Knappheit aus Sicht der Systemtheorie ein *paradoxes* Problem ist: „Der Zugriff schafft das, was er beseitigen will. Er will sich eine zureichende Menge sichern und schafft dadurch die Knappheit, die es erst sinnvoll macht, sich eine

FINITE HAPPINESS? WHY GROWTH DOES NOT CONTRIBUTE TO HAPPINESS IN WEALTHY SOCIETIES AND WHY THAT ISN'T REALLY A PROBLEM

Growth does not deliver its (only apparent) promises. An increasing Gross Domestic Product does not make people happier. This is often criticized, but should come as no surprise: Many factors for happiness cannot be achieved by more economic activity. Happiness is created not only by fulfilling material wishes, but profoundly by an openness for new experience. In a finite environment, this appears to be a fundamental problem for sustainability. This has clear implications for policy.

Keywords: Growth, happiness, sustainability, attention, generosity

zureichende Menge zu sichern“ (Luhmann 1994, S. 179). Paradox ist auch die Tatsache, dass ein wichtiger (und wachstumsfördernder) Teil unserer Bedürfnisse auf eine Weise beschaffen ist, die deren allgemeine Befriedigung *systematisch* ausschließt. Herman Daly verweist in diesem Zusammenhang wiederholt auf John Maynard Keynes, der menschliche Bedürfnisse einteilt in absolute (die absolut sind in dem Sinne, dass sie unabhängig von der sozialen Situation empfunden werden) und relative (deren Relativität darin liegt, dass ihre Befriedigung sich auf die eigene Position im Verhältnis zu anderen Menschen bezieht). Das Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung und Wohnung ist also in diesem Sinne absolut; der Wunsch, einen größeren Wagen oder schnelleren Computer zu haben als die Nachbarin, ist ein relatives Bedürfnis. In dieser Differenzierung liegt ein wichtiger und viel versprechender Ansatz in der Debatte um das Verhältnis von Wachstum und Glück: Ganz gleich, worum es sich im Einzelnen handeln mag und ob das Angestrebte in ökologischer Hinsicht mehr oder weniger problematisch ist, es ist schlichtweg *nicht möglich*, all unsere Bedürfnisse durch Wachstum zu befriedigen: Relative Verbesserungen für alle sind eine logische Unmöglichkeit.

Positionalität – und damit zu einer zentralen Ursache für die mangelnde „Glücksausbeute“ von Wachstum in reichen Ländern – führt zu Problemen, und zwar durch ihre ureigensten Eigenschaften und das, was diese Eigenschaften mit wirtschaftlicher Expansion zu tun haben. Positionelle Güter sind solche Güter, deren Charakter – der Name sagt es – wesentlich durch ihre Position definiert ist: ein Platz in einer bestimmten Reihe in der Oper, ein Haus am Strand, Weltmeister sein. Der „Witz“ dieser Güter liegt darin, dass ihre Nutzung wesentlich dadurch geprägt ist, dass die Nutzung durch den einen die Nutzung durch den anderen ausschließt *und* dass die Möglichkeit dieser Nutzung nicht einfach durch Expansion gesteigert werden kann. Man kann mehr Eiscreme, Autos, CDs herstellen, damit mehr Leute eben diese Güter nutzen können – für Platz 7 in Reihe 5 der Wiener Staatsoper, den Chfessel der Deutschen Bank und den Weltmeistertitel im Fußball gilt dies mitnichten.

Positionelle Güter lassen sich also nicht durch Wachstum vermehren. Trotzdem, und das ist einer der zentralen Botschaften des wichtigsten Textes zu diesem Thema, Fred Hirschs „Social Limits to Growth“, stachelt der Wettbewerb um Positionsgüter das Wachstum an. Viele Leute strengen sich an, um bestimmte positionelle Güter zu erreichen, und dieses Ringen provoziert Wachstumsprozesse, ohne dass das Streben nach Position selbst auf breiter Front erfolgreich sein könnte. Im Gegenteil führt dieses Streben nach Position sehr oft zu einem unerfreulichen und dem Glück nicht zuträglichen Phänomen: Frustration.

Es lohnt sich, diese Überlegungen mit einer Entwicklung zusammenzudenken, die heute von dringender Aktualität ist, bei Hirsch aber kaum eine Rolle spielt – die wachsende Bedeutung von Aufmerksamkeit. Georg Francks „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (1998) zeigt, wie sehr postmoderne Gesellschaften durch das Ringen um Aufmerksamkeit geprägt sind und welche auch ökonomisch fundamentale Bedeutung das „knappe Gut“ Aufmerksamkeit hat. Sie ist und bleibt wohl bis auf Weiteres das Maß der Dinge, wenn es um gesellschaftlichen Einfluss, Erfolg und Ertrag geht. Autoren wie Anver Offer halten Aufmerksamkeit gar für die Leitwährung des Wohlbefindens. Zeitgemäße Ansätze beim Nachdenken über gesellschaftliches Miteinander wie die Netzwerkanalysen des Wiener Philosophen und Soziologen Harald Katzmaier bringen das auch empirisch auf den Punkt: Wohin die Gesellschaft strebt, ist wesentlich durch die Produktion und Verteilung des Gutes Aufmerksamkeit bestimmt.

Was sich zurzeit in reichen Gesellschaften abspielt und was wesentlich deren Reform- und Zukunftsfähigkeit beeinflussen dürfte, hat wesentlich mit dem Zusammenspiel von Positions- und Aufmerksamkeitsökonomie zu tun, die eins zu werden beginnen. Aufmerksamkeit ist heute nicht

UNVERMEHRBAR

Positionelle Güter lassen sich nicht durch Wachstum vermehren. Trotzdem stachelt der Wettbewerb um Positionsgüter das Wachstum an

nur ein bedeutsames knappes Gut, sondern vielleicht, so behaupte ich, das wichtigste positionelle Gut. Erfolg – auch: wirtschaftlicher Erfolg – hängt heute wesentlich davon ab, worauf Aufmerksamkeit gerichtet wird. Auf den ersten Blick kommt dies ökologisch recht harmlos daher, da ja Aufmerksamkeit zunächst ein immaterielles Gut ist. Freilich gilt, und eben das kann man bei Hirsch nachlesen, dass das Ringen um Positionsgüter, und mögen sie noch so „symbolisch“ sein, materielle Effekte zeitigt, indem es das gesamtwirtschaftliche Wachstum wesentlich antreibt. Dieses Wachstum hat seinerseits Wirkungen, die wesentlich mit dem Verbrauch von Material, Energie und Fläche zu tun haben. Eine „Aufmerksamkeitsökonomie“ birgt also möglicherweise ökologische Chancen, könnte sich aber auch als Treiber umweltverbrauchender Expansionsprozesse erweisen.

Dass eine effiziente und expandierende Wirtschaft den an dieser Wirtschaft beteiligten Menschen nicht unbedingt eine hohe Lebensqualität oder gar „Glück“ verschafft, hat verschiedene Ursachen. Und es ist nicht auszuschließen, dass es neben den viel zitierten und von Mathias Binswanger (2006) schön beschriebenen „Tretmühlen“ Gründe gibt, die tiefer reichen als die Problematik von Vergleichs- und Anpassungsprozessen. Gründe, die unterhalb dieser Prozesse liegen und vielleicht deren Grundlage sind. Der Philosoph Martin Seel spricht in seinem gleichnamigen Buch von „Paradoxien der Erfüllung“. Dort lesen wir: „Es scheint unmöglich zu bestreiten, dass ein gutes Leben eines wäre, in dem unsere wichtigsten Wünsche in Erfüllung gingen. Bei näherer Betrachtung jedoch erscheint es ebenso sicher, dass ein solches Leben kaum auszuhalten wäre, da zu einem erträglichen menschlichen Zustand neben der Erfüllung auch das *Verlangen* nach Erfüllung gehört.“ Diese nähere Betrachtung lohnt sich. Erfüllung reicht nicht: „Wir möchten nicht einfach das bekommen, was wir wollen, wir möchten von unserem Glück zu unserem Glück *überrascht* werden.“ Und: „Unsere besten Pläne werden nicht nur bei Gelegenheiten des Desasters über den Haufen geworfen. Dasselbe gilt von vielen Augenblicken existenziellen Gelingens. Im Glück wie im Unglück neigen die Situationen des Lebens dazu, unser Wünschen und Wollen zu übersteigen“ (Seel 2006, S. 27, 30f.).

Dass das Bessere der Feind des Guten ist, ist ebenso bekannt wie die bereits erwähnte Tatsache, dass Geld (allein) nicht glücklich macht. Das gilt auf sehr grundsätzliche Weise, wenn es um das Glück geht. Die Effizienz- und Performanz- und Verbesserungslogiken einer arbeitsteiligen und beschleunigten Gesellschaft, das kann man Seels Ausführungen anschauen, tun unserem Glück nicht gut. Wenn alles perfekt und nicht mehr verbesserungsfähig und in diesem Sinne glatt wird, droht Fadesse. Und die macht nach allem, was man empirisch weiß, nicht glücklich. Und auch nach dem, was man philosophisch weiß – dem nicht Antizipierbaren gegenüber aufgeschlossen zu sein, ist eine glücksfördernde Tugend. Wenn das stimmt, stellt dies das sehr verbreitete Ziel- und Bilanzmodell des Glücks gründlichst in Frage. Denn was uns (auch) glücklich macht, ist eben das Zusammentreffen mit dem Zufälligen und Kontingenten und Unbekannten. Glück, so Martin Seel (2006, S. 31), schließt „eine Bekanntschaft mit Wünschen (oder Aspekten von Wünschen) mit ein, die wir möglicherweise vor ihrer Erfüllung noch gar nicht hatten.“ Sex und Ästhetik sind einschlägige Beispiele. Bei all dem helfen uns weder wirtschaftliche Effizienz noch ökonomische Expansion. Hier dürfte ein wesentlicher Grund für die unbefriedigende Performance des Wirtschaftswachstums liegen, wenn es um den Beitrag zum Glück geht.

Wenn Glück nicht als Akkumulation von erfreulichen Seinszuständen (wie sie zum Beispiel bei bestimmten Konsumhandlungen entstehen) verstanden wird und also das Bilanzmodell des Glücks hinterfragt wird, kann man sich also kaum noch darüber wundern, dass Wirtschaftswachstum in reichen Ländern nicht oder kaum zum Glück beiträgt. Wenn der Reichtum einmal ein bestimmtes

FADESSE

Die Effizienz- und Performanz- und Verbesserungslogiken einer arbeitsteiligen und beschleunigten Gesellschaft tun unserem Glück nicht gut. Wenn alles perfekt und nicht mehr verbesserungsfähig und in diesem Sinne glatt wird, droht Fadesse

LEIDENSCHAFT

Zum Glück gehört, dass einem etwas am Herzen liegt, dass man Leidenschaft für etwas hat, dass es etwas gibt, für das man sich einsetzen kann

Niveau erreicht hat, sind Faktoren wichtig, die weder durch Expansion noch durch Effizienz gefördert werden. Verteilungsgerechtigkeit und Partizipation gehören dazu, aber eben auch die erwähnte Offenheit. Ein erfülltes Leben, schreibt Martin Seel (2006, S. 35f.), sei kein Leben in Erfüllung: „Was wir begehren, ist Erfüllung *und* Begehren. Es genügt uns nicht, befriedigt zu sein, und sei es auf die ekstatischste Weise. Wir wünschen, was wir wünschen, und wollen, was wir wollen, aber wir wollen und wünschen uns auch wünschend und wollend.“ Anders gesagt: Zum Glück gehört, dass einem etwas am Herzen liegt, dass man Leidenschaft für etwas hat, dass es etwas gibt, für das man sich einsetzen kann. Diese Leidenschaft, so Seel, ist *selbst* ein zentrales Ziel des Lebens – es gebe ein Verlangen, dass sich nicht beruhigen soll und dass sich in einem bestimmten Sinne gerade *nicht* erfüllen soll.

All das hat Bezüge zur Nachhaltigkeit und zur Rolle des Wachstums. Es gibt eine gewisse Strukturähnlichkeit zwischen Glücksbedingungen und (nicht) nachhaltiger Entwicklung. Denn es existiert eine Entsprechung des buchstäblich ziellosen Wettrennens zwischen Wunsch und Erfüllung auf Makro- und auf Mikroebene. Das Wettrennen zwischen Bedürfnisbefriedigung und Bedürfnisschaffung ist ein wesentlicher Wachstumstreiber und in einer endlichen Welt ein ökologisches Katastrophenrezept. Dieser Prozess kennt soweit keine Ziellinie, und genau das ist ein Problem in einer endlichen Umgebung. Erfüllung allein reicht zum Glück nicht hin, das Wünschen und Wollen darf gleichsam kein Ende finden, wenn der Mensch glücklich sein soll (dass man das auch *ganz* anders sehen kann, ist dem Autor dieser Zeilen bewusst). Soweit dieser Prozess materielle Steigerungsprozesse antreibt, ist auch er in einer endlichen Welt eine Katastrophe. Vielleicht nicht für den Einzelnen – aber gewiss für ein Gemeinwesen, in der alle Menschen sich von der Spannung zwischen Wunsch und Erfüllung nach vorne treiben lassen, und das mit der wachsenden Geschwindigkeit einer technologisch bestens ausgestatteten Multioptionsgesellschaft.

Wenn man die Lebensqualität (oder das „Glück“) in reichen Ländern verbessern will, gilt es, hier anzusetzen – zumal wenn eine nachhaltige Entwicklung das Ziel ist. (Dass letztlich auch das Ziel der Verbesserung oder Steigerung *selbst* hinterfragt gehört, geht über diesen Beitrag hinaus.) Dass eine nachhaltige Wirtschaft sehr wahrscheinlich eine „Post-Wachstums-Ökonomie“ (Niko Paech) sein wird, ist aus einer Perspektive der Lebensqualität vermutlich kein Problem. Der kausale Zusammenhang ist eher umgekehrt: Das Streben der Menschen nach mehr kann unter den gegebenen Bedingungen zu Wachstumsprozessen führen, die deutliche ökologische Spuren hinterlassen. Aus den einschlägigen Mikro- und Makrotretmühlen auszusteigen, erweist sich als *die* zentrale Herausforderung im Hinblick auf die Themen Wachstum, Lebensqualität und Nachhaltigkeit.

Denn: Dass Knappheit als wesentliche Eigenschaft der Welt angesehen wird und eine Ausweitung von Produktion (also Wachstum) als Mittel gegen Güterknappheit durchgeht, bedroht die ökologischen Lebensgrundlagen auf das Heftigste. Wenn man etwas will, das man nicht hat (= Ziele) und dieser Umstand auf begrenztes „Erfüllungspotenzial“ (= Mittel) trifft, hat man Knappheit. Güter können knapp sein, natürliche Ressourcen ebenfalls. Das eine hat wesentlich mit dem anderen zu tun: Die Bewältigung von Güterknappheit durch Mehrproduktion führt möglicherweise zu Ressourcenknappheit. Das entscheidende Problem liegt darin, dass der Wettlauf zwischen Gütermangel und Produktionsausweitung kein Ende kennt (siehe oben). Das Rennen zwischen Knappheit und Wachstum kennt keine Ziellinie, und genau das ist in einer endlichen Welt ein ziemlich sicheres Rezept für ökologische, wirtschaftliche und soziale Probleme. Wenn man aus ihm aussteigen will, muss man bislang kaum in Frage gestellte Konzepte wie Effi-

zienz und Innovation gründlich hinterfragen. Einen ausschließlich technischen Weg zur nachhaltigen Entwicklung wird es nicht geben. Gefordert sind Beiträge zu einem „kulturellen Weg“ (Niko Paech) in die Nachhaltigkeit. Großzügigkeit wird sich dabei als Kardinaltugend erweisen, weil nur sie, richtig verstanden, einen Weg aus den Tretmühlen des Wachstums zu weisen im Stande ist. Das gilt allgemein für die Nachhaltigkeit und speziell für die Lebensqualität in reichen Ländern.

Die Kritik am Wirtschaftswachstum, es trage zu wenig zum Glück bei, basiert auf der Annahme, dass es gleichsam zu den Aufgaben des Wirtschaftsprozesses gehöre, zum Glück der Menschen beizutragen. Vielleicht ist es sinnvoll, davon wegzukommen und anzuerkennen, dass man hier Erwartungen hegt, die aus *prinzipiellen* Gründen so gut wie unerfüllbar sind. Dann kann man sich vielleicht auf das eher funktionale Problem konzentrieren, dass *wirtschaftliche Instabilität* ein wichtiger, die Lebensqualität mindernder Faktor ist. Das hat die aktuelle Wirtschaftskrise eindrücklich gezeigt. Die Aufgabe liegt dann darin, die Stabilität der Wirtschaft weniger wachstumsabhängig zu machen. Diese Einsicht sollte Folgen für die Wirtschaftspolitik haben – gerade auch im Zeichen einer nachhaltigen Entwicklung. Ihre Aufgabe ist es nicht, das Glück der Menschen durch die Förderung von Wachstum zu sichern. Viel wichtiger für die Politik ist es ganz allgemein, *Bedingungen* guten Lebens zu kreieren – aber nicht das gute Leben selbst! Die Herausforderung im Zeichen der Krise und im Zeichen eines viel zu hohen Umweltverbrauchs in den reichen Ländern besteht dann darin, Entwicklungsmodi zu suchen, in denen eine hohe Lebensqualität möglich ist, ohne dass das Funktionieren von Gesellschaft und Wirtschaft von dauernder Expansion abhängt. Wenn wir eine nachhaltige Entwicklung wollen, brauchen wir nicht mehr Wachstum – wir brauchen mehr Großzügigkeit. Und wir brauchen die Bereitschaft, die Auffassung zu hinterfragen, dass es immer mehr sein muss. Wie schrieb Niklas Luhmann (1994, S. 324) so schön: „Von Kritik und Krise kann nur die Rede sein aufgrund eines hintergründigen Vertrauens, daß es auch anders gehen könnte.“

EIN KULTURELLER WEG

Wenn man aus dem Rennen zwischen Knappheit und Wachstum aussteigen will, muss man bislang kaum in Frage gestellte Konzepte wie Effizienz und Innovation gründlich hinterfragen. Einen ausschließlich technischen Weg zur nachhaltigen Entwicklung wird es nicht geben

AUTOR

FRED LUKS, Jg. 1965, Studium der Volkswirtschaftslehre in Hamburg und Honolulu; zurzeit Nachhaltigkeitsmanager der UniCredit Bank Austria; Schwerpunkte Nachhaltige Entwicklung, Wachstum, Theoriegeschichte, Metaökonomik, Theorie der Verschwendung, Corporate Social Responsibility/Corporate Sustainability. E-Mail: fred.luks@unicreditgroup.at

ANMERKUNG

Mängel, Meinungen und Merkwürdigkeiten des Beitrags gehen ausschließlich auf das persönliche Konto des Verfassers. Sein herzlicher Dank für Unterstützung, Kritik und Geduld gilt Petra Schneider. Der Text ist Willy DeVille gewidmet.

LITERATUR

Binswanger, Mathias (2006): Die Tretmühlen des Glücks. Freiburg (Herder)
 Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München, Wien (Carl Hanser Verlag)

Galbraith, John Kenneth (1971/orig. 1958): The Affluent Society. Boston (Houghton Mifflin, Second Edition, Revised)
 Gerschlager, Caroline (1996): Konturen der Entgrenzung. Die Ökonomie des Neuen im Denken von Thomas Hobbes, Francis Bacon und Joseph Alois Schumpeter. Marburg (Metropolis)
 Hirsch, Fred (1976): Social Limits to Growth. Cambridge, Mass. (Harvard University Press)
 Jackson, Tim (2009): Prosperity without growth? The transition to a sustainable economy. London (UK Sustainable Development Commission)
 Luhmann, Niklas (1994): Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp)
 Luks, Fred (2005): Ökologische Nachhaltigkeit als Knappheitsproblem. Ein kritischer Blick auf die ökonomische Konstruktion der ökologischen Wirklichkeit. In: Natur und Kultur. Transdisziplinäre Zeitschrift für ökologische Nachhaltigkeit 6 (1), S. 23–42
 Luks, Fred (2009): Endlich im Endlichen. Oder: Warum die Rettung der Welt Ironie und Großzügigkeit erfordert. Marburg (Metropolis) (im Erscheinen)
 Offer, Avner (2006): The Challenge of Affluence. Self-Control and Well-Being in the United States and Britain since 1950. Oxford, New York (Oxford University Press)
 Paech, Niko (2005): Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum: Eine unternehmensbezogene Transformationstheorie. Marburg (Metropolis)
 Seel, Martin (2006): Paradoxien der Erfüllung. Philosophische Essays. Frankfurt am Main (Fischer)

Das Steigerungsspiel. Auszüge aus „Die beste aller Welten“ von

Gerhard Schulze

Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? München, 2003 (Hanser)

Kapitalismus ist ein Begriff, auf dem normative Hypothesenlasten – realitätsblinde Heilserwartungen auf der einen Seite, Tendenzen der Verteufelung auf der anderen. Was im Vergleich dazu für den Begriff des *Steigerungsspiels* spricht, sind seine Unvoreingenommenheit und die Überschreitung des rein ökonomischen Denkhorizonts.

Naturwissenschaft und Technik, volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Theorien, Wirtschaftspresse und Wirtschaftsbesse, Alltagsleben und Politik sind durchdrungen von einer Ahnung des Ewigen, als wäre die beste aller möglichen Welten zumindest im Prinzip erkannt und müsste nur noch immer besser herausgearbeitet werden – durch das sich immer stärker beschleunigende, alles unterwerfende, aber niemals ankommende Steigerungsspiel.

Selbst einige Jahrzehnte der Ökologiedebatte haben die Herrschaft des Glaubens an die unendliche Zukunft organisierter Möglichkeitserweiterung nicht erschüttern können. Immer wieder spricht die gleiche Grundüberzeugung aus öffentlichen Äußerungen von Politikern; sie steckt als nicht beweispflichtige Ausgangsannahme in allen volkswirtschaftlichen Theorien; sie ermutigt zu Investitionen, lässt Kredite fließen, belebt die Börse; sie fokussiert die Marktwahrnehmung der Konsumenten auf die jeweils neuesten, gesteigerten Modelle; sie pflanzte der Bildungspolitik ihre Ziele ein. Und sie institutionalisierte sich vielfältig: in der Wissenschaft, in Abteilungen für Forschung und Entwicklung, in der Marktforschung, in der Unternehmensberatung. Die tägliche Erfahrung der Möglichkeitserweiterung wird in unausgesetzter Innovationsrhetorik beschworen, ständig werden alte Zeiten totgesagt und neue verkündet.

Die Forderung, aufzuhören, auszustiegen, umzudenken begleitet das Steigerungsspiel in seiner Geschichte wie ein unausgesetztes Hintergrundgeräusch. Wogegen sich die Kritik auch immer wenden mag, gegen Enttraditionalisierung, Entwurzelung, Entfremdung, Entzauberung, gegen Beschleunigung, Überforderung, Kommerzialisierung, Funktionalisierung, gegen die Sinnentleerung des Lebens, gegen Umweltzerstörung und

Risiken – immer beruht sie auf derselben Unterstellung: dass den Menschen die Option offen stehe, aus freiem Entschluss alles zu beenden, was sie selbst angefangen haben. Aber die Frage ist: Kann ein Bewusstseinswandel, der sich als zunehmende Gegnerschaft gegen das Steigerungsspiel bemerkbar macht, etwas bewirken?

Dafür gibt es keine Anhaltspunkte. Gelegentliches Zögern, Unbehagen, Veränderungen von Konsumgewohnheiten, Wellen von Aussteigern, nachwachsende Protestgenerationen und andere Anzeichen von Distanz sind nicht mit einer wirklichen Krise des Steigerungsspiels zu verwechseln. Die ältere Tradition der kulturkritischen Fortschrittsskepsis und die jüngere Tradition der ökologischen Wachstumskritik leben am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts nur noch in Beschwichtigungsformeln fort: Natürlich, man müsse auch die Probleme sehen und etwas dagegen tun, es sei aber auch schon viel getan worden; im übrigen könne man die schmerzhaften Folgewirkungen des Fortschritts nur durch neuen Fortschritt in den Griff bekommen; nur die Ökonomie könne die ökologische Krise meistern; nur Wachstum verspreche Arbeitsplätze und weltweit zurückgehende Armut; wer nicht steigere, verschlefe die Zukunft. Modernisierung heißt mehr denn je: *more of the same*.

Kann es sein, dass die Dominanz des Steigerungsspiels jemals zurückgeht? Für die Fortsetzungsvermutung sprechen starke Argumente. Am wichtigsten sind zwei Gesichtspunkte. Erstens besitzt das Steigerungsspiel eine bezwingende handlungslogische Macht. Zweitens ist dem Steigerungsspiel eine Art Unsterblichkeitsmechanismus einprogrammiert: Die Steigerungslogik definiert Probleme als Herausforderung und setzt somit kognitive Ressourcen für die Planung des nächsten Steigerungsschrittes frei. Je größer die Schwierigkeiten sind, desto dynamischer wird das Steigerungsspiel. Das soziale Großprojekt der Steigerung verfügt, jedenfalls während einer langen Phase, über eine alles unterwerfende Macht. Solange die Quellen dieser Macht nicht versiegen, ist kein Kraut gegen die handlungslogische Überwältigung gewachsen, und der ideologiekritische Diskurs kreist um sich selbst.

Argumente für die Fortsetzungsvermutung.

Die Eigendynamik des Steigerungsspiels zu verstehen heißt, es nicht als Phänomen der Entfremdung zu begreifen, als lebensfeindliches System, als unmenschliches Empire, wie es in der Kapitalismuskritik bis heute Tradition ist. In bestimmten Kontexten mögen diese Metaphern nützlich sein, hier aber sind sie hinderlich. Das Steigerungsspiel verstehen heißt vielmehr, es mit dem Willen der Menschen in Verbindung zu bringen: zu erklären, wie es dazu kommt, dass sie in historisch beispielloser Weise zusammenwirken, um es hervorzubringen und fortzusetzen.

Universalität. Es gibt ein grundlegendes anthropologisches Basisprogramm der Steigerung über eine Reihe von Stufen hinweg, das die Menschen allmählich zur Entfaltung bringen. Wir sind mit einer Aufmerksamkeit für das Mehrkönnen ausgestattet, und wir sind in der Lage, könnensorientiertes Handeln zu durchschauen und zu bewerten. Im Steigerungsspiel tun die Menschen das, was sie schon immer getan haben. Sie orientieren sich auf Ziele hin, bewerten ihr Handeln von Zielen her, reden miteinander unter der Herrschaft gemeinsamer Ziele, gestalten die Welt ununterbrochen unter der Regie des Deutungsschemas zielorientierten Handelns.

Objektivierung. Handlungslogische Macht ergibt sich aus der Eindeutigkeit, mit der sich eine Aufgabe beschreiben lässt und mit der sich gute und weniger gute Lösungen voneinander unterscheiden lassen. Möglich ist Klarheit immer nur dann, wenn objektive Kriterien für Erfolg und Misserfolg gelten. Das Steigerungsspiel beruht auf Objektivierung. Ob Umsatzzahlen, Zuschauerquoten, Gewinne und Absatzmengen nach oben oder nach unten gehen, ob neue Software mehr oder weniger Fehler produziert, ob ein Apparat funktioniert oder nicht, ob das Folgemodell mehr Möglichkeiten verspricht als das alte, ob ein wissenschaftliches Paradigma den Horizont des Verstandes erweitert, ob ein Experiment eine These bestätigt oder falsifiziert – all das ist keine Frage des Geschmacks, sondern der Tatsachenfeststellung. Eindeutigkeit bewirkt Willensmacht, Vagheit bewirkt Willensgefolgschaft. Früh begannen die Handlungsfelder hoher Eindeutigkeit – Naturwissenschaft, Technik und Ökonomie –, ihre Vormachtstellung auszubauen, ohne in den folgenden Jahrhunderten jemals einen Einbruch zu erleben.

Die mächtigen Akteure wurden immer mehr, sie organisierten sich immer besser, die Gefolgschaft anderer Handlungsfelder wurde immer selbstverständlicher.

Abstraktion. Chemiker, Mediziner, Sozialpsychologen und Agrarwissenschaftler haben es in ihrem jeweiligen Forschungskontext zwar mit ganz verschiedenen Gegenständen, Versuchsanordnungen, Wissenstraditionen und Messverfahren zu tun, dennoch machen sie bei abstrakter Betrachtungsweise dasselbe. Die Steigerungslogik gestattet es den Akteuren durch die außerordentlich weitgehende Abstraktion des Situationsbezugs, eine stabile Beziehung zur Umwelt selbst dann aufzubauen, wenn die Umwelt zu unübersichtlich und variabel ist, um sich an Traditionen zu orientieren. Ein empirisch forschender Wissenschaftler, ein Unternehmensberater, ein Techniker, ein Berufseinsteiger am Anfang seiner Karriere, ein Arzt – sie alle sind im Prinzip immer gut orientiert, denn ihre professionellen Handlungsmuster sind hinreichend abstrakt gehalten, um sich auf jede Konstellation übertragen zu lassen.

Wertvorsprung. Niemand wundert sich darüber, dass eine Kindergärtnerin nicht einmal über die Hälfte des Einkommens einer PR-Expertin verfügt. Werbung oder Produktentwicklung sind besonders *steigerungsintensiv*. Kindergärtnerinnen, Physiotherapeutinnen und traditionsbewusste Winzer handeln dagegen tendenziell nach einer Logik der *Annäherung*. Ihnen geht es um abgeschlossene Wertideen, und nur in diesem Rahmen bemühen auch sie sich

um Steigerungen. Aber keiner von ihnen stellt sich prinzipiell ins Unendliche führende Steigerungspfade vor. Die Kindergärtnerin, die Physiotherapeutin, der Winzer können noch so gute Arbeit leisten, gegen den Wertvorsprung von Steigerungserzeugnissen kommen sie nicht an.

Der Spezialisierungsbonus. Wer der Steigerungslogik folgt, stellt wenige Zwecke, oft auch nur einen, in den Mittelpunkt seines Denkens. Der Vorteil dabei liegt in der Konzentration der geistigen Fähigkeiten. Die Akteure werden zu Spezialisten für das Vorwärtskommen auf ganz bestimmten Steigerungspfaden. Die Produktivität einer Gemeinschaft von Spezialisten ist derjenigen einer Gemeinschaft von Generalisten weit überlegen. In der Gemeinschaft der Generalisten wird viel

HINTERGRUNDGERÄUSCH

Gelegentliches Zögern, Unbehagen, Veränderungen von Konsumgewohnheiten, Wellen von Aussteigern, nachwachsende Protestgenerationen und andere Anzeichen von Distanz sind nicht mit einer wirklichen Krise des Steigerungsspiels zu verwechseln

geistiges Potential für den Überblick mobilisiert; das Spektrum der Zwecke bleibt auf den Umfang begrenzt, den die Angehörigen der Gemeinschaft überblicken können. In der Gemeinschaft der Spezialisten dagegen können sich die Menschen auf die Steigerung jeweils einzelner Zwecke konzentrieren. Weil das Denken an einer Stelle entlastet wird, kann es an anderer Stelle umso effektiver sein. Zwar verschwindet damit das Ganze aus dem Blickfeld der meisten Akteure, aber der Erfolg scheint ihnen Recht zu geben.

Positive Rückkoppelungen. Das Steigerungsspiel erzeugt immer mehr Bedingungen seiner Fortsetzungen: Transportmittel, Kommunikationsmittel, intelligente Maschinen, leicht verfügbare Energie und sonstige Ingredienzien weiterer Steigerungen. Eine weitere positive Rückkoppelung liegt in der reflexiven Natur der Steigerungslogik. Steigern heißt: darüber nachdenken, wie man etwas besser machen kann. Je größer der Möglichkeitsraum wird und je mehr Möglichkeiten die Menschen tatsächlich realisieren, desto speziellere Bedürfnisse treten auf, die an den neu realisierten Möglichkeiten ansetzen. Sobald ein neues Plateau erreicht ist, beispielsweise mit der Verbreitung des Autos, des Fernsehens, des Telefons, der modernen Küchentechnik, des Computers, tauchen neue Wünsche auf, die ausschließlich mit dem Gebrauch des neuen Produkts zusammenhängen. Ständig beginnen neue Steigerungspfade, deren Ziel kurze Zeit vorher noch gar nicht definierbar war, da die Konstruktion noch nicht existierte, die dieses Ziel erst möglich machte.

Handlungslogische Opportunität. Das neunzehnte Jahrhundert begeisterte sich an der offensichtlichen Nützlichkeit von Steigerungen aller Art – technisch, wissenschaftlich, wirtschaftlich, infrastrukturell, medizinisch, im Lebensstandard. In der Gegenwart jedoch stellen wir fest, dass die Anstrengung der Möglichkeitserweiterung auch dann mit aller Kraft weitergeht, wenn kaum noch jemand ihre Nützlichkeit einzusehen vermag, sofern überhaupt noch jemand darüber nachdenkt. Die Steigerungslogik entfacht einen Sog, der mit der kollektiven Orientierungssicherheit zu tun hat, die sie vermittelt. Die Menschen nehmen die Orientierungsleistung des Steigerungsspiels an. Es versorgt sie mit Anweisungen. Es beantwortet die schwierigste aller Fragen – was soll ich tun? – mit Regeln. Wenn sich das Befolgen dieser Regeln schwierig gestaltet, dann umso besser, denn desto mehr hat man zu arbeiten, zu forschen, zu wühlen und zu bohren.

Defizite sind Ressourcen. Ölkrise, Klimaveränderung, Tschernobyl, Aids, Massenarbeitslosigkeit, Terrorismus, Krise des Sozialstaats – all dies hat das Steigerungsspiel weder gestoppt

noch eingegrenzt. Vielmehr verhält es sich gerade umgekehrt: Es setzt Grenzen voraus, um überhaupt praktizierbar zu sein. Wir stoßen hier auf ein Prinzip von genialer Einfachheit. Nur wenn man etwas nicht hat oder nicht kann, ist es möglich, das Steigerungsspiel fortzuführen. Wenn aber Defizite handlungslogische Ressourcen sind, ist ein Ende vorerst unwahrscheinlich.

Der ökologische Fortsetzungsimpuls.

Auf den ersten Blick erscheint es selbstverständlich, dass sich das Steigerungsspiel in absehbarer Zeit selbst das Wasser abgraben werde. Wir erleben es als eine gewaltige Materialschlacht mit einem immer größeren Verbrauch an Rohstoffen, fossilen Energieträgern, Tierarten, Land, Luft, Wasser, Waldflächen. Das Gewicht aller auf der Welt lebenden Menschen übersteigt inzwischen das Gewicht aller übrigen auf der Welt lebenden Säugetiere. Viele Experten halten eine Welternährungskrise in den nächsten Jahrzehnten für unausweichlich.

Dem Steigerungsspiel tut dies freilich keinen Abbruch. Mehr und mehr Entwicklungsländer wollen nun endlich in jene heiße, materialintensive Steigerungsphase eintreten, deren Annehmlichkeiten die Industrieländer schon so lange auskosten. Milliarden von Menschen, die sich nach dem Lebensstandard der Industrieländer gesehnt haben, werden unter keinen Umständen zu der Einsicht bereit sein, dass es doch für alle besser wäre, wenn sie auf Autos, Fernseher, Waschmaschinen und eine eiweißreiche Ernährung verzichten. Auch in den Industrieländern wird das Steigerungsspiel ständig materialintensiver. Es gibt immer mehr physische Produkte, immer kürzere Produktlebenszyklen, immer mehr Abfall, steigende Entropie.

Zwar ist nicht zu bezweifeln, dass etwa die Vorräte an fossiler Energie endlich sind, doch an der Annahme, dass dies dann auch das Ende des Steigerungsspiels bedeuten würde, bestehen soziologische Zweifel. Wir haben es mit einer kollektiv eingespielten, die ganze Welt umspannenden Handlungslogik zu tun, die abstrakt genug ist, um sich von einzelnen Rohstoffen wie Erdöl zu emanzipieren. Wolkenkratzer sind das Symbol einer Handlungslogik, die durch Grenzen nicht erstickt, sondern stimuliert wird. Manchmal potenziert sich die verlangsamende Wirkung eines Mangels, wie dies bei der Ölkrise Anfang der siebziger Jahre der Fall war. Doch nach einer Phase der Anpassung beginnt der Mangel belebend zu wirken. Er aktiviert das steigerungslogische Denken. Knappheit erzeugt Orientierungsressourcen in Form klarer Zieldefinitionen.

Mülltrennung, Energiesparen, Tempolimit, Filteranlagen, Katalysatoren, ökologische Steuern – überall regiert dieselbe Hintergrundüberlegung: nicht etwa des Stehenbleibens an den

Grenzen des Wachstums, sondern deren listenreiche Überwindung. Die Auseinandersetzung über die Grenzen des Wachstums blieb auf ökologische Argumente fixiert und ging mangels geeigneter soziologischer Kategorien teils an den Kernfragen vorbei, teils gelangte sie zu Schlussfolgerungen, die aus soziologischer Sicht zweifelhaft erscheinen. Die soziologische Diskussion über die Fortsetzungsvermutung ist noch nicht einmal eröffnet.

Verknappung von Steigerungswissen.

Unsere Intuition bleibt gespalten; so zweifelhaft uns eine Zukunft unendlicher Steigerung erscheint, so undenkbar kommt uns andererseits eine soziale Szenerie vor, die etwa *nicht* wesentlich auf das Steigerungsspiel gegründet wäre. Was fängt man überhaupt noch mit sich selbst und den anderen an, wenn man der sozial strukturierenden Kraft der Steigerungslogik beraubt wurde? Doch auch die umgekehrte Vorstellung einer Zukunft ohne Ankunft scheint absurd: Wann müssen wir paradoxerweise für das Mehrkönnen mit Nichtmehrkönnen bezahlen, weil der Überblick verloren geht und die ungewollten Folgen alles vernichten? Es liegt an diesem Gefühl der Nähe eines Abgrunds, dass der Diskurs – Fortsetzbarkeit oder nicht? – so emotional geführt wird.

Wie können wir davon loskommen, uns die Zukunft immer nur so vorzustellen wie die Vergangenheit? Denken wir uns ein gewaltiges Stück weiter, sagen wir tausend Jahre. Wird man dann immer noch den McKinsey-Berater ins Unternehmen holen? Wird man immer noch an der Optimierung von Verkehrsmitteln arbeiten? Werden die Menschen nach wie vor ihren persönlichen Gerätepark lebenslang verbessern, indem sie ältere Apparate gegen leistungsstärkere Neuentwicklungen austauschen? Werden die Nahrungsmittelproduzenten auch in tausend Jahren mit dem Angebot noch verlockenderer Marmeladen konkurrieren, die Tourismuskonzerne mit noch faszinierenderen Reisen, die Sexvermarkter mit noch erregenderen Lustartikeln, die Medien mit noch unterhaltsameren Inhalten? Das Gedankenexperiment soll nur klarmachen, dass nichts selbstverständlich ist. Wenn in tausend Jahren alles anders sein kann, warum dann nicht auch schon in zehn? Zunächst gilt es, sich wenigstens die Denkbarkeit eines Rückgangs des Steigerungsspiels zu erarbeiten.

Aus den genannten Gründen ist es unwahrscheinlich, dass dieser Rückgang das Aussehen einer ideengesteuerten Revolu-

tion haben wird, wie die Kulturkritik unausgesprochen oder explizit unterstellt. Plausibler ist die Erwartung, dass der Wandel erst durch einen objektiven Sachverhalt ausgelöst werden wird: durch die Abschwächung der dominierenden Handlungslogik, und zwar gerade infolge ihrer Fortsetzung. Weil die Vereinseitigung des Denkens im Steigerungsspiel so ungeheuer produktiv und lebensfördernd war, wird sie sich erst überwinden lassen, wenn ihre Leistungskraft erkennbar zurückgeht und wenn ihre Antworten auf die Frage nach dem guten Leben nicht mehr überzeugen. Wenn schon keine von außen kommende Macht dem Steigerungsspiel etwas entgegenzusetzen hat, so kann es doch sein, dass das Steigerungsspiel aus sich selbst heraus eine Gegenkraft erzeugt. Seine Fortsetzung wird gedanklich immer schwieriger.

Man braucht Vorstellungen, die das bereits erreichte Niveau überschreiten. Solche Vorstellungen, die ich als Steigerungswissen bezeichne, verbrauchen sich in dem Maß, wie die Menschen mit ihrer Hilfe das Projekt der Steigerung fortsetzen. Angelangt auf einem neuen Niveau, zu dem man sich emporgesteigert hat, muss man wieder Ausschau nach neuem Steigerungswissen halten. Sinnvolle Denkbare ist keine Selbstverständlichkeit; sie ändert sich von Situation zu Situation, und es kann durchaus Situationen geben, in denen Steigerung nicht mehr sinnvoll denkbar ist. Warum ist eine normale Teetasse nicht mehr steigerbar? Weil sie im Hinblick auf den speziellen Nutzen, den Menschen von einer Teetasse

erwarten, perfekt ist. Die kognitive Ressource der Perfektionierbarkeit ist in diesem Fall seit langem verbraucht. Neben Perfektionierbarkeit unterscheide ich drei weitere Typen kognitiver Ressourcen der Steigerungslogik: Erweiterbarkeit, Entdeckbarkeit und Objektivierbarkeit. Diese Ressourcen sind immer schwerer zu beschaffen, je weiter das Steigerungsspiel voranschreitet. Sie werden knapper, unsicherer, flüchtiger, und immer öfter beruhen sie auf bloßen Illusionen.

Perfektionierbarkeit. Steigerung setzt Perfektionierbarkeit, also ein noch vorhandenes Nutzendefizit voraus. Man könnte sich zum Beispiel eine Tasse mit eingebautem Temperaturregler ausdenken: Es wäre doch schön, wenn man seine persönliche Idealtemperatur eingeben könnte und die Tasse die Fähigkeit hätte, dank einer Warmhalteautomatik mit Energiespeicher über Stunden hinweg den Kaffee heiß zu halten. Wir stellen also fest: Die Tassen, über die wir verfügen, sind steigerungslogisch noch nicht ausgereizt; allerdings scheinen die Menschen dies gar

GEDANKLICHE KNAPPHEIT

Weil die Vereinseitigung des Denkens im Steigerungsspiel so ungeheuer produktiv und lebensfördernd war, wird sie sich erst überwinden lassen, wenn ihre Leistungskraft erkennbar zurückgeht und wenn ihre Antworten auf die Frage nach dem guten Leben nicht mehr überzeugen

nicht mehr zu wünschen. Allmählich könnte es mit der Perfektionierbarkeit der Tasse knapp werden. Immer wieder verbraucht man die vorgestellte Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit durch Perfektionierung; immer wieder muss man sich im Anschluss daran etwas Neues einfallen lassen, und dies wird mit voranschreitender Steigerung immer schwieriger.

Erweiterbarkeit. Computer, Inlineskates und Solarzellen haben gemeinsam, dass sie erst im vorgerückten zwanzigsten Jahrhundert auf der Bildfläche erscheinen. Vorher konnte man noch nicht einmal auf die Idee kommen, diese Produkte besitzen zu wollen. Das ist hier mit dem Begriff der Erweiterung gemeint: Die Erfindung neuer, bisher nie gedachter Ziele. Ohne diesen informatorischen Treibstoff müsste sich die Steigerungslogik auf Perfektionierung im Rahmen schon begonnener Entwicklungspfade beschränken und wäre bald am Ende. Aber was geschieht mit der Erweiterbarkeit von Wünschen im Lauf des Steigerungsspiels, das ja einen ständigen Situationswandel erzeugt? Eine Situation legt einen bestimmten Wunsch nahe oder auch nicht. Oft bekommt man in diesem Zusammenhang zu hören, die Menschen seien unersättlich, ihre Bedürfnisse unendlich. Manche behaupten das Gegenteil: Der Mensch brauche eigentlich nicht viel, sodass die meisten schon jetzt mit Überflüssigem beladen seien und ihnen als letztes Bedürfnis nur noch der Wunsch nach Entlastung geblieben sei. Beide Positionen sind in der Verallgemeinerung zu extrem. Plausibel ist die These eines Rückgangs der Dringlichkeit von Wünschen – steigerungsglogisch ausgedrückt: einer Verknappung der Knappheit.

Entdeckbarkeit. Um Steigerungsziele zu erreichen, muss man Gesetzmäßigkeiten ausnützen. Erfolgreiches Wollen setzt Modelle voraus, die der objektiven Wirklichkeit entsprechen. Brauchbare, objektiv gegebene Formen sind eine Orientierungsressource im Steigerungsspiel. Zu den wahrnehmbaren Regelmäßigkeiten zählen etwa die Eigenschaften verschiedener Arten von Materie, geologische Formationen, Pflanzen, Tiere, das Verdampfen von Wasser bei Erhitzen. Auch der Weg von Entdeckungen lässt sich als Steigerungspfad beschreiben. In der Geschichte der Naturwissenschaft lassen sich zahlreiche Beispiele für weitgehend ausgebeutete Entdeckbarkeit finden.

Objektivierbarkeit. Der Rückgang der Objektivierbarkeit betrifft die beiden Hauptbereiche unternehmerischen Denkens, Produktion und Absatz. Je weiter die technische Perfektionierung der Produktion voranschreitet, desto mehr kommt es auf den subjektiven Faktor, auf das soziale Kapital an. Ähnlich verhält es sich mit den Produkten: Nachdem die objektiv messbaren Nutzensteigerungen mehr und mehr ausgeschöpft sind, drängt sich der subjektive Nutzen beispielsweise eines

Autos in den Vordergrund. Gefällt es den Konsumenten? Damit verlässt die Produktentwicklung den Bereich objektiv messbarer Steigerungserfolge und mündet in einen Abschnitt der Wirtschaftsgeschichte, in dem die Qualität des Produkts nicht mehr unabhängig vom Konsumenten definierbar ist. Die Eindeutigkeit unternehmerischen Handelns verfällt dramatisch.

Das zweidimensionale Leben.

Wenn es sowohl Argumente für eine Fortsetzung des Steigerungsspiels gibt als auch für seine Begrenztheit und beides richtig ist, was soll man daraus folgern? Am Ende wird weder die Alleinherrschaft des Steigerungsspiels stehen noch sein völliger Zusammenbruch. Was sich andeutet, ist eine Synthese der Handlungslogiken von Steigerung und Ankunft. Dieser Wandel hat nicht das Aussehen einer Ablösung, sondern eines Hinzutretens. Das alte Steigerungsspiel bleibt, aber seine Macht geht zurück. Die Verknappung des Steigerungswissens wirkt verlangsamend. Gewiss entsteht immer wieder neues Steigerungswissen, aber das Verhältnis von Vorrat und Bedarf wird ungünstiger. Die Fortsetzungsdynamik des Steigerungsspiels kommt dadurch jedoch nicht zum Erliegen. In Umrissen wird eine zweidimensionale Moderne erkennbar. Neben dem alten Zentrum der Sachen, der Natur, des Könnens gewinnt das neue Zentrum des Subjekts, der Kultur, des Seins an Macht.

Im einen Fall geht es um das Haben, um die Steigerung der Möglichkeiten, um die Sicherung von Errungenschaften, um die Abwehr von drohenden Einschränkungen; im anderen Fall geht es darum, etwas mit der Situation anzufangen, in der man sich befindet. Es besteht überhaupt kein Widerspruch zwischen dem Können auf der einen und dem Sein auf der anderen Seite. Die Menschen haben es immer mit beiden Sichtweisen zu tun; sie können sich nicht bloß auf eine beschränken und die andere gänzlich vernachlässigen. An Orientierungsmacht ist das seinsgerichtete Denken dem Steigerungsdenken eindeutig unterlegen. So wurde es zurückgedrängt und führte ein Schattendasein. Die Bedeutung der Unterscheidung von Können und Sein liegt darin, dass diese beiden Denkformen völlig verschiedene Sozialformen erzeugen. Die Denkformen des Könnens und des Seins bleiben ja nicht auf den Horizont des einzelnen beschränkt, sie schließen sich vielmehr zu Systemen gemeinsamen Denkens zusammen.

Lernblockaden überwinden.

Das Paradigma des Menschen als Objekt der Verhältnisse wird der Gegenwart nicht mehr gerecht. Umstellt von Konzernen, manipuliert durch Werbung, indoktriniert durch Bildung,

ausgespäht von Marktforschern, instrumentalisiert von den Gewinnern der Globalisierung: Wer würde diese Charakterisierung allen Ernstes auf sich sitzen lassen? Unter der Bedingung weitgehender Selbstverantwortung hängt es von den Selbstbeschreibungen ab, die in einer Kultur kursieren, ob es zu kollektivem Lernen kommt und welche Qualität es hat.

Gewissheit. Der Geschichtsentwurf des Westens besteht in der Vorstellung organisierter Möglichkeitserweiterung, gepaart mit dem Glauben an ihre unendliche Fortsetzbarkeit. Diese Vorstellung ist nicht irgendeine von vielen, sie ist *die* Hintergrundtheorie unserer Kultur. So tief ist sie im Bewusstsein der Menschen verankert, so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, dass die meisten Menschen sie nicht mehr wahrnehmen, geschweige denn daran zweifeln. Doch gerade in der dauernden Erwartung des Neuen ist eine Form des Konservatismus angelegt – Konservatismus des gewohnten Wandels. Eine dynamisch scheinende, im Grunde aber statische Geschichtsauffassung beherrscht das Denken. Wirksamer als jedes Denkverbot riegeln alte Gewissheiten den Zugang zu einem neuen Aufgabenbewusstsein ab. Doch welchen Preis hat die unzeitgemäße Gewissheit ungebremster Fortsetzung und andauernder kultureller Hegemonie des Steigerungsspiels? Er ist unspektakulär: entgangenes Glück, dunkel geahnte Absurdität, Verschwendung von Ressourcen, suboptimales Leben. Ohne besondere geistige Anstrengung nimmt man das Defizit nicht wahr. Doch die Entgrenzung des Möglichkeitsraums provoziert genau jene Frage, die den Schaden verpasster Möglichkeiten spürbar macht: die Frage nach dem schönen, dem gelungenen Leben. Sie bewegt in der Kultur des Westens mehr Menschen als je zuvor.

Skepsis. Wenn Gewissheit das Problem ist, scheint Skepsis die Lösung zu sein. Bis zu einem gewissen Grad ist dies richtig; geht die Skepsis jedoch darüber hinaus, wird sie selbst zur Lernblockade. Die Frage lautet: Können Kollektive dazulernen? Kann es auch einen Fortschritt des Seins geben? Man muss nicht einmal besonders kulturkritisch eingestellt sein, um ein erstes Urteil gleich bei der Hand zu haben: dass gerade das Gegenteil von Dazulernen ein weltweiter Trend sei – kollektive Verdummung, wechselseitiges Nichtverstehen, Ratlosigkeit und Intoleranz. Der Verlust von Illusionen ist durchaus als Bildungsgewinn anzusehen und Selbstzweifel als kultureller Fortschritt. Man verspielt diese Errungenschaften jedoch wieder, wenn man sie zur Religion erhebt. Alles Denken über das Denken, selbst das zweifelnde, ist nur dann sinnvoll, wenn man die Annahme riskiert, in Zukunft könne es so etwas wie eine allgemeine geistige Bewegung geben, und zwar nach oben – eine Formulierung, die freilich gegen ein Tabu des Zeitgeists des späten zwanzigsten Jahrhunderts

verstößt. Viele Intellektuelle, vor allem in Europa und ganz besonders in Deutschland, werden beherrscht von der Angst, öffentlich der Fortschrittsgläubigkeit überführt zu werden. Dies erstaunt nicht. Das zwanzigste Jahrhundert gibt wenig Anlass zum Glauben an die Menschheit. Angesichts solcher Erfahrungen scheint nichts intelligenter als eine allgemeine Dummheitsvermutung. Doch solange man lebt, ist man zum Glauben verurteilt – es gibt nicht nur die Ignoranz der allzu Gläubigen, sondern auch die Dummheit der Skeptiker.

Kollektives Lernen. Wie aber soll sich Denken jenseits der Skepsis sozial organisieren? Das Problem einer Fortschrittsgeschichte kollektiven Lernens liegt in der Vielzahl der Beteiligten. Was die einen als Fortschritt ansehen, kann den anderen unwichtig oder sogar schädlich erscheinen. Lösen lässt sich dieses Problem nur durch Auseinandersetzungen. Was daraus folgt, ist ein immer intensiver geführter Diskurs über gewollte und ungewollte Kultur. An die Stelle von Anpassungsdiskursen treten Gestaltungsdiskurse.

Über das ganze zwanzigste Jahrhundert hinweg war völlig klar, was ein modernes von einem veralteten Auto unterschied. Im einundzwanzigsten Jahrhundert wird diese Modernitätsgewissheit schwankend. Stattdessen meldet sich die längst vergessene Frage, was Modernität überhaupt ausmacht, mit Macht zurück und bricht den heimlichen Modernitätskonsens auf. Dadurch wird die Steigerungslogik relativiert; sie steht unter einer kulturbezogenen Rechtfertigungserwartung. In Zukunft geht das Ausmaß, in dem Steigerungen das Leben durcheinanderbringen, mehr und mehr zurück. Im Verhältnis zum ohnehin schon riesigen Möglichkeitsraum haben zusätzliche Möglichkeiten, mögen sie noch so revolutionär sein, eine immer geringere Bedeutung. Am Anfang hatte das Neue höheres Gewicht als das schon Vorhandene, inzwischen aber hat sich das Verhältnis umgedreht. Der Staub legt sich, Konturen der Normalität werden sichtbar. Versteilt von den Kulissen der Fortsetzung, drängt etwas Neues in die Geschichte und normalisiert sich hinter dem Rücken der kollektiven Selbstwahrnehmung.

AUTOR

GERHARD SCHULZE, Jg. 1944, Studium der Soziologie in München und Nürnberg; Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung und Wissenschaftstheorie an der Universität Bamberg; Schwerpunkte Sozialer und kultureller Wandel, Zeitdiagnosen und zukünftige Entwicklungen, Methoden der empirischen Sozialforschung, Wissenschaftstheorie. E-Mail: gerhard.schulze@uni-bamberg.de

6 FRAGEN AN GERHARD SCHULZE

1. Empirische Belege. Rezensenten Ihres Buches haben Ihnen den Mangel an empirischen Belegen vorgeworfen. Tatsächlich scheint Ihr Zukunftsentwurf im Wesentlichen von einer empirischen Tatsache auszugehen (die allerdings in diesem Buch nicht dokumentiert wird): Dies ist die Frage nach dem gelungenen Leben, die in der Kultur des Westens mehr Menschen als je zuvor stellen. Gibt es handfeste Indizien und empirische Belege dafür, dass diese Frage irgendwann mit einem freiwilligen „Weniger“ beantwortet werden wird?

Gerhard Schulze: Dass der Ruf nach „Weniger“ in absehbarer Zeit zum Mainstream würde, dass sich die Steigerungslogik in eine Verminderungslogik verwandeln könnte: Diese Behauptung stelle ich nicht auf, und ich sehe gegenwärtig nichts, was dafür spräche. Es gibt aber viele Indizien dafür, dass die Steigerungslogik ihre überragende Macht verliert. Sie bleibt, aber das Denken wird zweidimensional, neben der Logik der Steigerung etabliert sich eine Logik der Annäherung, der Ankunft, des Seins. In meinem Buch beschreibe ich die Logik des Seins ausführlich.

Zwischen beiden Prinzipien – Steigerung und Ankunft, Können und Sein – einen Gegensatz zu konstruieren ist ein Kategorienfehler, den uns die Kritik der Moderne seit zweihundert Jahren vorbetet. Es wird Zeit, dass wir komplexer zu denken anfangen – nicht „oder“, sondern „und“.

Zur Frage der empirischen Belege drei Kommentare: (1) Empirische Studien zur langfristigen, nicht konjunkturbedingten Verlangsamung (nicht Ende) des Steigerungsspiels gibt es viele. Eine Anzahl davon findet sich im Literaturverzeichnis meines Buchs. (2) Es ist ein kulturhistorischer und zeitdiagnostischer Gemeinplatz, dass die Frage nach dem gelungenen Leben in der Moderne immer mehr ins Zentrum gerückt ist. In anderen Büchern (Die Erlebnisgesellschaft 1992; Die Sünde 2006) habe ich mich ausführlich empirisch damit auseinandergesetzt. (3) Was unsere Zukunft betrifft, so kann es keine empirischen Belege geben, immerhin aber Plausibilität. Wie werden moderne Menschen – wie wir sie kennen auf einen immer weiteren Möglichkeitsraum

reagieren, wenn sie sich weiterhin der Suche nach dem gelingenden Leben verschreiben? Gefragt ist hier eine Art prognostisches Verstehen.

2. Mangel an Knappheit. Ökonomen beschäftigen sich mit dem, was Sie beschreiben, unter dem Titel „Sättigung“. Unter diesen Experten herrschen starke Zweifel, dass der Konsumgütermarkt in absehbarer Zukunft gesättigt sein könnte. Nach Ihrer Argumentation wird den Menschen, überspitzt gesagt, irgendwann nichts Neues mehr einfallen, denn alle Mängel werden tendenziell behoben, alle Anreize ausgereizt, alles Entdeckbare ausgeschöpft, alles an die Realität Anschließbare angeschlossen sein. Zugleich sagen Sie aber auch, dass sich die Umstände aufgrund der ständigen Steigerungsdynamik permanent ändern. Werden neue Umstände und neue Situationen nicht immer wieder für neue Knappheiten und Andockstellen sorgen, die heute noch jenseits des Vorstellbaren liegen so wie gestern Computer, Inlineskates und Solarzellen?

GS: Durch die Überspitzung meiner Argumente verwandeln Sie meine Hauptaussage in ihr Gegenteil. Ich stimme den in Ihrer Frage ins Feld geführten Ökonomen und Experten zu: Es geht weiter, unter anderem auch deshalb, weil Steigerungen neue Bedürfnisse erst definierbar machen. Das Steigerungsspiel wird fortgesetzt – aber gebremst durch die Verknappung von Steigerungswissen. Eine der Formen dieser Verknappung ist der abnehmende Grenznutzen. Beispielsweise werden neue Bedürfnisse als immer weniger dringlich empfunden, je höher das Niveau bereits ist. Alle weit entwickelten Volkswirtschaften haben die Schwierigkeit, dass sie mehr produzieren könnten, als sich absetzen lässt: Lebensmittel, Automobile, Digitalkameras, Zeitschriften, Möbel, Handys, Computer usw.

Absolute Sättigung gibt es nur beim Knödelwettbewerb. Es geht um Sättigungsunterschiede im historischen und internationalen Vergleich. In Birma stellt ein Sack Reis einen enormen Wert dar. Nichts von dem, was nach Computer, Inlineskates und Solarzellen kommen wird, wird die Wertschätzung eines

Sackes Reis in Birma heute erreichen oder eines Laibes Brot bei uns nach der letzten Hyperinflation.

3. Ideen versus Fakten. Sie argumentieren sehr nachvollziehbar, der zu erwartende Wandel werde nicht durch Ideen ausgelöst, sondern durch Fakten: Irgendwann wird das „Zuviel“ zu viel. Wenn aber Bewusstseinswandel nichts bringt, wozu ist es dann nötig, Diskurse, kollektive Lernprozesse und, wie Sie im Buch schreiben, „doppelte Reflexivität“ zu fordern?

GS: Wir müssen differenzieren zwischen dem Steigerungsspiel einerseits und der Aneignung der Logik des Seins andererseits. Das Steigerungsspiel hat eine Eigendynamik angenommen, der sich jeder Akteur, ob Nation, Unternehmen, Politik, Technik oder Individuum, nur unter erheblichen Verlusten entziehen kann. Warum auch, wenn man die Vorteile des Steigerungsspiels nutzt, ohne sich ihm eindimensional auszuliefern?

Bei der Logik des Seins dagegen geht es darum, überhaupt erst einmal so etwas wie Bewusstheit herzustellen. Wir sind Profis der Steigerung, aber Laien der Ankunft. Wie reden Menschen beispielsweise über sich selbst, über ihre Erlebnisse, über ihr Privatleben? Welche Sprache steht ihnen zur Verfügung, welches erkenntnistheoretische Wissen, welcher Regelapparat für Diskurse? Vergleichen mit dem Raffinement der Erkenntnisbildung in Naturwissenschaft, Technik und Ökonomie, auch verglichen mit dem diesbezüglichen Alltagswissen, ist unser Umgang mit Subjektivem und Kulturellem auf einem archaischen Niveau geblieben: Wir sagen entweder „großartig“ oder „grauenhaft“ und zucken mit den Achseln, wenn der eine dies und der andere jenes sagt.

Doppelte Reflexivität meint: Nicht nur wahrnehmen, was man tut (das ist einfache Reflexivität), sondern auch beurteilen, wie man wahrnimmt – und dabei die Wahrnehmung verbessern. Der Struktur nach muss die Aneignung von Kultur analog zur Aneignung der Natur seit Galilei verlaufen. Längst haben die Geisteswissenschaften, vor allem die sozialwissenschaftliche Erkenntnistheorie,

schon alles Nötige dazu erarbeitet. Aus den Seminarräumen ist jedoch noch kaum etwas davon ins Alltagsleben vorgedrungen.

4. Fakten schaffen. Wenn es Autobahnen gibt, werden sie auch befahren, wenn es Einkaufszentren an der Peripherie gibt, werden sie aufgesucht, wenn es billige Baugründe und Eigenheimdarlehen gibt, werden Häuser gebaut. Denn jede Weigerung, bestehende Strukturen zu nützen, benötigt den Willen, gegen das System zu handeln, braucht inneren Widerstand, verlangt Umwege und Mühen, kostet Energie, Kraft, Geld und Zeit. Müsste man daher nicht, um Veränderung zu erreichen, zuerst neue Fakten und Rahmenbedingungen im System schaffen, anstatt die Menschen mittels Diskursen zum Lernen zu bewegen (oder abzuwarten, bis sich von selbst Sättigung einstellt)? Können wir uns angesichts unserer Probleme überhaupt noch den Luxus leisten, auf energische Umbau- und Steuerungsmaßnahmen zu verzichten?

GS: Die Frage ist nur: Wer baut um, wer steuert, wer schafft Fakten? Glauben Sie denn, Politiker, Wissenschaftler und Aktivisten in diversen Initiativen seien Heilige? Halten Sie die sogenannte Elite für weniger gefährdet in ihrer Erkenntnisbildung als irgendjemand anderen – gefährdet durch Eitelkeit, Angst vor Gesichtverlust, Konsenszwänge, Eigenrationalität von Institutionen, Karrierestreben und Geldgier? Glauben Sie, jemand sei schon deshalb moralisch, weil er behauptet, es zu sein? Glauben Sie, jemand habe Recht, bloß weil er redet, wie es der „weltweite Expertenkonsens“ vorschreibt? Glauben Sie, jemand verdiene schon deshalb Vertrauen, weil er anderen – zum Beispiel den Konsumenten – misstraut? Wer über ein Minimum an wissenssoziologischem Reflexionsvermögen verfügt, kann sich über die zunehmende Unfreiheit gegenwärtiger Risiko- und Krisendiskurse nur wundern.

Wir brauchen keine expertokratischen Zwangsmaßnahmen, wir brauchen freie öffentliche Diskurse. Dazu würde eine Mischung von Vertrauen und Zweifel gehören, sowohl bezogen auf die Experten wie auf die normalen Leute. Vertrauen und Zweifel sind gegenwärtig

aber asymmetrisch verteilt: Die Experten beanspruchen mehr Vertrauen, als sie verdienen, gleichzeitig diskreditieren sie den Common Sense. Genau an dieser Stelle kann eine Popularisierung doppelter Reflexivität hinsichtlich kultureller Phänomene weiterhelfen. Was ich mir wünsche, sind Zeitungsläser, Fernsehzuschauer und Kaffeehausbesucher mit Gespür für die Pathologie von Diskursen.

5. Kollektives Lernen versus Milieus. Ihre Gedanken in der „besten aller Welten“ scheinen eine logische Fortsetzung der berühmten „Erlebnisgesellschaft“ zu sein. Diesem jüngeren Text fehlt es jedoch im Vergleich zum älteren an der differenzierten Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Existenzweisen, Lebensphilosophien und Alltagsmilieus unserer Gesellschaft. Es ist zwar aus soziologischer Sicht legitim, auf hohem Abstraktionsniveau über Gesellschaft nachzudenken, aber ist die Gefahr von Verzerrungen durch Schärfeverluste gerade bei diesem Thema nicht zu groß? Wenn man etwa an Stammtischdiskussionen denkt oder daran, dass grüne Programme seit Jahrzehnten nicht wesentlich über zehn Prozent Wählerzustimmung hinauskommen, dann möchte man gerne genauer wissen, auf welchen Wegen das „Genug ist genug“ in weiten Teilen der Bevölkerung ankommen könnte.

GS: Wer hat das Recht, den Satz „Genug ist genug“ für alle verbindlich zu proklamieren? Ich habe zu viel Respekt vor dem Denkvermögen der Menschen und zu wenig Wissen über ihre jeweilige Situation, um mit dieser Botschaft in ihr Leben einzugreifen. Das Feindbild vom hirnlosen, weltverschlingenden Konsumenten wird etwa in Nico Stehrs Studie über die „Moralisierung der Märkte“ gut begründet zurückgewiesen. Die Leute sind nicht so blöd, wie ihnen das Feuilleton unterstellt. Ein Indiz dafür sehe ich gerade auch in dem Umstand, dass Milieus heute viel diffuser als vor zwanzig, dreißig Jahren sind. Dieser Befund lässt sich auch positiv ausdrücken: Die Menschen beanspruchen mehr und mehr, sich ihre eigene Meinung zu bilden. Das zu respektieren, nennt man Demokratie.

6. Ökologische, technische versus soziale Grenzen. Was Sie als „kognitive Ressourcenknappheit“ auf uns zukommen sehen, trifft wohl jetzt schon auf die ökologische Basis des Steigerungsspiels zu: zunehmende Knappheit, ungünstiges Verhältnis von Vorrat und Bedarf und damit potenzielle Verlangsamung. Warum kann die harte Konfrontation mit ökologischen Fakten nicht auch dazu führen, die Plausibilität des Steigerungsspiels zu untergraben? Ihre Antwort scheint auf großem technischen Optimismus zu beruhen: Da Grenzen im Steigerungsspiel immer dazu motivierten, sie zu überwinden, ist es gar nicht vorstellbar, dass den Menschen keine (technischen) Auswege aus dem ökologischen Dilemma einfallen könnten. Verfallen Sie damit nicht genau jener Logik, die Sie selbst kritisieren, nämlich der trügerischen Gewissheit grenzenloser Fortsetzung?

GS: Da haben Sie mich missverstanden. Ich behaupte nicht das Ende des Steigerungsspiels, im Gegenteil. Ich rede lediglich von Umständen, die das Steigerungsspiel auf lange Sicht verlangsamen und gleichzeitig die Bereitschaft fördern, das Leben zweidimensional zu entwerfen, gleichzeitig als Projekt des Könnens und des Seins.

Die Kulturkritik hat die Vereinseitigung des Könnens kritisiert. Sie wird aber selbst kritikwürdig, wenn sie ihrerseits das Sein vereinseitigt und das Können bekämpft. Das Steigerungsspiel verursacht Probleme, die sich wiederum nur mit Hilfe des Steigerungsspiels überwinden lassen. Dass dieses Muster nach wie vor so funktioniert, sieht man am rasanten Wachstum von Ökotechnologie und Ökoindustrie.

Das Ende des Steigerungsspiels würde eine Katastrophe nach sich ziehen. Aber das bleibt angesichts der machtvollen Eigendynamik des Steigerungsspiels eine rein hypothetische Überlegung. Wie es aussieht, wird in absehbarer Zeit das erste Solarkraftwerk in der Sahara gebaut – das klassische Muster setzt sich fort. Es gibt keine Alternative dazu.